Johannes Brenz,

der Reformator Württembergs.



(Nach Donndorf.)

Eine Festgabe zu seinem vierhundertsten Geburtstag.

24. Juni 1899.

Stuttgart.
Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
1899.



Johannes Brenz.

Nach dem Originalbild in der Sakristei der Stiftskirche zu Stuttgart.

Johannes Brenz,

der Reformator Württembergs.

Sein Leben und Wirken

dem evangelischen Volk erzählt

von

Georg Bayer,
Pfarrer in Jagstheim.

→ Preisgekrönte Festschrift. ←

Stuttgart.
Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
1899.

Unsere heimatliche Landeskirche rüstet sich, den vierhundertsten Geburtstag ihres großen Sohnes, des Reformators Johannes Brenz, zu feiern.

Der „Lutherische Bücherverein für Württemberg" möchte an diesem festlichen Tag nicht fehlen. Er bietet dem evangelischen Volk ein anschauliches Lebensbild des ehrwürdigen Mannes, das Beste unter den ansprechenden Arbeiten, die auf ein öffentliches Preisausschreiben eingelaufen sind.

Johannes Brenz eröffnet den würdigen Reigen der schwäbischen Väter. Er hat die Mauern unserer evangelischen Kirche gebaut und ihrer inneren und äußeren Einrichtung den Stempel seines Geistes aufgedrückt.

Das hebt seinen Namen weit über das flüchtige Spiel einer geistlosen Alltagsfeier hinaus. Er bedeutet ein heiliges Erbe, das in jedem Glied unserer Kirche persönlich wieder aufleben sollte.

Wenn darum unsere Festgabe das Geheimnis der wunderbaren Gestalt enthüllt und die letzten Wurzeln ihrer geistigen Kraft, das fröhliche Leben und Weben in der heiligen Schrift wie das sieghafte Vertrauen auf die Gnade des Vaters in seinem Sohne Jesu Christo, aufdeckt, so segne der Herr ihr liebevolles Bemühen!

Er schenke ihr reichen Eingang in Kirche, Schule und Haus und bekenne sich zu ihrem lauten Weckruf: „Werdet meine Nachfolger!"

Stuttgart, am Tag Philippi und Jakobi 1899.

Der Vorstand des „Lutherischen Büchervereins für Württemberg":

W. Gußmann, Pfarrer a. D.

Inhalt.

„Männer sollten wir haben“ — sagte mein Freund, „eiserne Säulen und eherne Mauern wider die schlimmen Mächte, die unser Volksleben zu verderben drohen, Männer, die nichts fürchten als Gott allein, die in lebendigem Wort aussprechen, was die Edelsten und Besten ahnend im Herzen tragen, die mit Gewalt die Hörer fortreißen zum Guten, zu Gott!

„Versammlungen und Vereine sind gut. Aber seine großen Thaten vollführt Gott immer durch einzelne, durch seine Knechte.“

„Wenn Du willst, kannst Du heute abend von einem solchen Manne hören,“ sagte ich. „Unser ehrwürdiger Pfarrer will von Johannes Brenz erzählen. Ich kann Dich einführen. Du wirst wie jeder willkommen sein.“

„Von Johannes Brenz? Er kämpft doch in zweiter Reihe. Luthers Größe will ihn erdrücken.“

„Du kennst den Mann nicht, wie er es verdient. Nach Luthers Tod war er die Säule des Evangeliums . . .

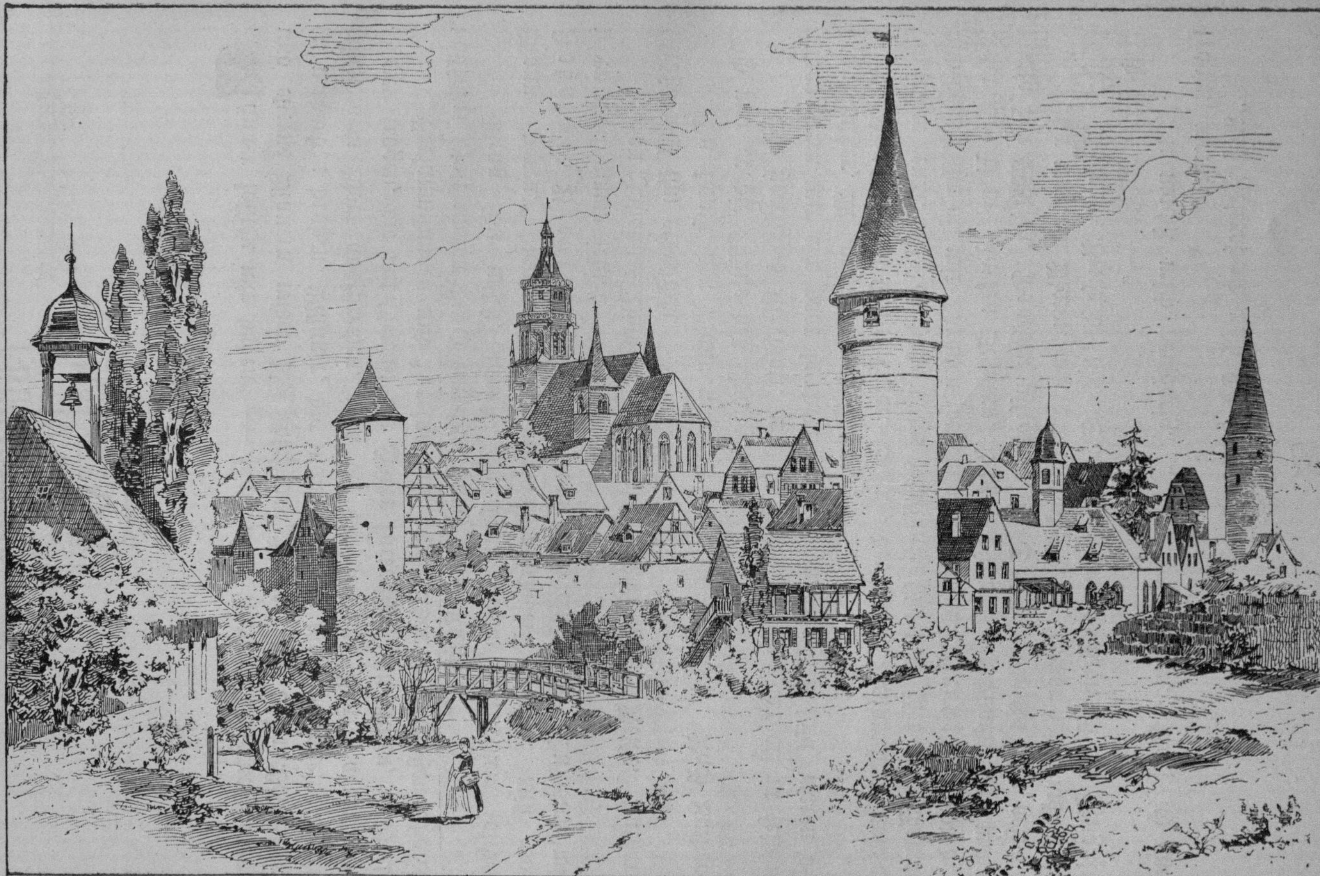
„Ein herrliches Kleeblatt, wie es freilich unser Herrgott in seinem Erdengarten nur alle paar hundert Jahr einmal wachsen läßt, waren die drei: Luther, Melanchthon und Brenz.

„Luther voll Kraft, Eifer, Stärke, der ‚grobe Waldrechter‘, wie er sich selber nennt. Melanchthon, der feinsinnige Gelehrte, säet guten Samen und benetzt ihn oft mit Thränen sorgenvollen Gebets. Brenz umgiebt den Acker Christi mit starken Mauern, steht selbst auf der Wacht und wehrt mutig den Wölfen. Daneben pflegt er die Schäflein Gottes treu gesinnt.

„Er war ein Mann, wie Du ihn wünschest. Schon seine männliche Gestalt, die breite Brust, die hohe Stirne, das feurige Auge ist des Zeugnis. Und seine Werke —“

„Du machst mich neugierig. Ich werde kommen. Darf ich noch fragen, wann?“

„Auf Feierabend nach sieben Uhr.“



Weilderstadt. *Gesamtansicht.*

I.

Woher Brenz stammt, und wie er die Weisheit frühe sucht und findet.

(Spr. 8, 17.)

Man hatte sich in der Buchenlaube des Pfarrgartens versammelt. Es war ein schöner Herbstabend. Golden ging die Sonne unter.

Lange hielt der liebe Alte die Augen auf die Stelle gerichtet, da die Sonne versank. „Sie ist hinunter,“ sprach er dann, wie zu sich selber, „sie ging ihre Bahn als ein Held (Ps. 19, 6). Der große Meister wird sie loben. Wer so sterben könnte, wie sie!“

„Verzeihet,“ fuhr er fort und strich mit der Hand über die Stirne, „ihr jungen Leute habt ein Anrecht ans Leben und das Leben an euch. Wie leicht, möget ihr denken. Und doch ist es eine große Kunst. Von den Meistern dieser Kunst lernet, vor allem von dem, der mit Recht von sich sagen konnte: ‚Lernet von mir‘ (Matth. 11, 29). Wenn wir seine Jünger loben, wenn wir jetzt mit Freuden unseres württembergischen Reformators gedenken, loben wir nur Ihn selbst.“

Dort, wo vorhin die Sonne unterging, liegt im freundlichen Würmthal die Stadt Weil.

Stolz grüßt sie noch heute mit ihren Mauern und Türmen den Wanderer. Sie war einst eine freie Reichsstadt, der kleinsten eine. Doch

zählt sie zwei Männer zu ihren Söhnen, um die manche große Stadt sie beneiden könnte: den Sternkundigen Kepler und unsern Brenz.

An jenen erinnert ein schönes Denkmal aus Erz. Sinnend sitzt er da, das Haupt über eine Rolle gebeugt, als wollt' er noch immer den Sternen die ewigen Bahnen nachrechnen.



Kepler-Denkmal in Weilderstadt.

Brenzs Andenken wird erhalten durch sein Geburtshaus, das bei dem großen, Anno 1648 von den Franzosen gelegten Brand stehen blieb und jetzt zur Wohnung des evangelischen Pfarrers umgebaut ist — noch ist die Thüre da, aus der, wie die Weilerstädter sagen, das „Johannesle" in seiner Jugend munter heraussprang — und durch die neu erbaute evangelische Kirche.

Zu des Reformators Zeiten blieb Weil dem Evangelium verschlossen. Ja er mußte sogar die traurige Erfahrung machen, daß man seinen Eltern um ihres evangelischen Glaubens willen einen Platz auf dem geweihten Kirchhof versagte. Doch Gott weiß, wo sie ruhen und hat ihr Grab nicht vergessen. Vor ihm gilt eine andere Weihe als mit Salböl und Weihwasser.

Dort zu Weil geschahs im Jahre des Herrn 1499 am 24. Juni, daß dem bescheidenen und doch traulichen Haus in der Krabbengasse, das dem Stadtschultheißen Martin Brenz gehörte, große Freude widerfuhr. An diesem Tage schenkte Gott ihm und seiner Ehefrau Katharina, einer geborenen Hennig, den ersten Sohn.

Christo zu Ehren und dem Kinde zulieb brachte man es noch denselben Tag zur heiligen Taufe. Und nach der Sitte der damaligen Zeit erhielt es seinen Namen vom Heiligen des Tags, den Namen Johannes. Ein schöner Name: Huldreich in unsrem lieben Deutsch.

Was der Name besagt, wurde Wirklichkeit bei Brenz. Reichlich zierte Gottes Huld das Kind und den Mann mit Gaben des Geistes und Körpers. Ja des heiligen Geistes Tempel wurde sein Herz und, wie die Schrift sagt (Joh. 7, 38), Ströme lebendigen Wassers ergossen sich von ihm, große Scharen erquickend und tränkend.

Wie viele Geschwister der kleine Johannes noch bekam? Wir kennen nur zwei Brüder, von denen der eine erheblich jünger war als unser Brenz. Vom andern wird uns ein rührender Zug brüderlicher Liebe und Treue erzählt.

Johannes war zu Heidelberg gar ein fleißiger Student. Bald nach Mitternacht erhob er sich und setzte sich hinter die Bücher. Damit nun sein Johannes nicht so allein dasitzen müsse, nahm der jüngere Bruder sein Kopfkissen, legte es auf die Bank und schlief neben dem emsig Lernenden, ihm zum Trost, daß er doch einen Menschen um sich habe. Dieser ist später als Rektor in Lindau gestorben.

Das Schicksal des jüngeren Bruders, den Brenz in Hall zu sich genommen, und dem von Wittenberg her Melanchthon einmal ein gutes Zeugnis ausstellte, ist uns unbekannt.

Die Eltern, denen die Gottseligkeit der größte Reichtum war, gaben sich alle Mühe, frühe schon diesen Schatz in das Herz ihres erstgebornen Sohnes zu senken.

Wenn die Abendglocke läutete, nahm ihn wohl die Mutter auf ihren Schoß, legte die kleinen Händlein ineinander und lehrte den aufmerksam zu ihr Aufsehenden die alten Kinderreimlein. Dann schauten sie miteinander vom Fenster aus den Dohlen auf dem nahen Turme zu, und die Mutter erzählte dem Kleinen von der jungen Brut und von Gottes Güte, die auch ihr Schreien höre und ihnen Speise gebe zu ihrer Zeit.

Als er verständiger wurde, mußte er das Vaterunser, die Gebote, den Glauben lernen. Auch zu fleißigem Besuch der Messe wurde er angehalten. Denn, dachte der Vater, jung gewohnt ist alt gethan. Die Brosamen des rechten Christentums, die in der römischen Kirche noch zu finden waren, teilten sie treu mit dem Knaben. Ihr Lohn war, daß sie der Sohn später mit dem wahrhaftigen Brot des Lebens speiste.

Vom sechsten Jahr an besuchte des Stadtschultheißen Ältester die Lateinschule seiner Heimat. Wohl kein Strahl der Morgenröte, die damals über der Welt aufging, traf ihre blinden Fenster. Doch mocht' ers immerhin besser haben als Luther. Wenn die Prügelstunden abgesessen, öffnete ein freundliches Elternhaus dem geplagten Lateiner seine Thüre.



Brenzs Geburtshaus.

Luther fand auch daheim nicht das rechte Entgegenkommen für seine Art. Seine Eltern mußten um das tägliche Brot kämpfen und wurden hart unter harter Arbeit. Luther weiß aber trotzdem wohl, daß sie ihre Sache so gut machten, als sie konnten, und dankt ihnen herzlich für ihre Treue.

Noch viel mehr Anlaß hatte Brenz. Er gedenkt darum bis zum Abend seines Lebens gern der Liebe, die er von seinen Eltern erfahren durfte. In dem vier Jahre vor seinem Tod abgefaßten Testament muß er auch ihrer erwähnen. Er rühmt von ihnen, daß er „durch die Gnade des Allmächtigen von seinen herzlieben Eltern, nämlich Martin Brenz und Katharina, so zu Weilderstadt bei einander ehelich gewohnt und

in rechter Erkenntnis und Bekenntnis unseres lieben Herrn Jesu Christi aus dieser Welt abgeschieden, zu der Schule von Jugend auf erzogen und erhalten worden sei."

Wie die Kinder wachsen, wachsen auch die Sorgen. Die Frage, die zwischen den Eltern schon manchmal besprochen und dann wieder zurückgestellt war, drängte zur Entscheidung, die Frage: Was soll aus unserem Johannes werden?

Die Antwort war nicht weit zu suchen. Der Knabe ging gern zur Schule, saß hinter den Büchern, wenn andere zum Spiel eilten. Was man ihm erklärte, verstand er bald, und was er verstanden, blieb fest im Gedächtnis haften. Er soll studieren.

Wenn nur die Kosten nicht wären, und wenn nur das Studentenleben nicht so viele Gefahren in sich bärge! Wie manches edle junge Blut ward jämmerlich verführet!

Aber Gott hat dem Kind die schönen Gaben gegeben.

In Gottes Namen! Johannes ist so erzogen, daß er, was die Eltern auf ihn wenden, ihnen und den Geschwistern reichlich vergelten wird. Und gegen die mancherlei drohenden Gefahren schützen Gebete.

So gab denn der Vater seinen Sohn zwanzig Stunden weit weg nach Heidelberg. Im nächsten Jahr wanderte der Lateiner nach Vaihingen a. d. Enz, wohl nicht um näher bei der Heimat zu sein, als vielmehr, weil der Ruhm des dortigen Lehrers, M. Johann Schmidlin, weit und breit erklang. Er war nicht bloß ein gelehrter, sondern auch ein praktischer Schulmann. Er verstand seinen Schülern ein tüchtiges Wissen beizubringen und sie in feiner Zucht zu erhalten.

Nach anderthalb Jahren schon erklärte der Herr Präzeptor dem Stadtschultheißen zu Weil, sein Johannes sei längst der erste und könne in seiner Schule nichts weiter lernen, er sei reif zur Universität. Mit Freuden hört es der Vater und schickt den dreizehnjährigen Sohn wieder nach Heidelberg und zwar diesmal auf die hohe Schule, damit er der Gottesgelehrsamkeit sich widme.

Dort traf sichs gut für den blutjungen Studenten. In ihm — ein reger Geist und eiserner Fleiß, um ihn — für alles Gute begeisterte Kameraden, vor ihm — als Vorbild angesehene Lehrer, die sich ihr Herz warm und ihren Kopf offen hielten: da brauchen wir denn für sein Fortkommen nicht zu sorgen.

Wir wollen ihn einmal in der schönen Neckarstadt besuchen. Gewiß, wir erschrecken ihn nicht. Was er treibt, braucht das Licht des Tages nicht zu scheuen. Auf dem Rauf- und Tanzboden, in den Wirtshäusern suchen wir ihn vergeblich. Wir lenken lieber unsere Schritte zur Universität. Richtig, hier am schwarzen Brett steht zu lesen, daß um drei Uhr Ökolampad, der berühmte Lehrer des Griechischen, aus Weinsberg gebürtig, eine Übung mit den Studenten abhalten will.

Nun dürfen wir ruhig die Stadt ansehen oder einen Spaziergang in der schönen Umgebung machen: unser junger Freund ist zu finden. Wir treten in den Hörsaal. Dort unter den Vordersten sitzt Johannes Brenz. Sein Auge hängt am geliebten Lehrer. Seine Antworten sind bestimmt und bescheiden. Seine Fragen zeugen von Nachdenken und Fleiß.



Philipp Melanchthon. Jugendbildnis.

Wer ist doch der neben ihm? Er kommt uns so bekannt vor. Dieses feine, durchgeistigte Antlitz müssen wir schon wo gesehen haben. Allerdings, es ist des Waffenschmieds Schwarzerd Sohn von Bretten, der hier lernt, Waffen zu schmieden in geistlicher Ritterschaft gegen den Feind der Wahrheit, und sie später auch treulich geführt hat, Philipp Melanchthon. Dieser links von ihm ist Butzer, der künftige Reformator Straßburgs. Der dort beim Fenster ist ein Heilbronner Bürgerskind, Erhard Schnepf, der unter Herzog Ulrich Württemberg reformieren half.

Sonst der Jugend Lehrer, lernte er hier gemeinsam mit ihr. Noch einen andern Johannes sehen wir unter der strebsamen Schar, Lachmann zubenannt. Der brach später zu Heilbronn dem Evangelium freie Bahn.

Aller dieser Jünglinge Wahlspruch war: Ora et labora, das ist: Bet und arbeit, so hilft Gott allzeit. Bis tief in die Nacht hinein studierte Brenz und bald nach Mitternacht erhob er sich wieder.

Oft habe ich mich gefragt, worin eigentlich die Größe eines überragenden Mannes bestehe. Ich habe gefunden, es sind nicht allein die Gaben, die seine Größe ausmachen, sondern der ungeheure Fleiß, den er auf seine Gaben verwendet. Brenz selbst bestätigt es und sagt irgendwo: „Wer gelehrt und an Geist hervorragend werden will, muß sich vieler Arbeit, Mühe und Beschwerde unterziehen, bis er zu einer gewissen Höhe der Erkenntnis gelangt und zu anderer Nutzen das, was er gelernt hat, klar zu entwickeln vermag.“

Unser Student hat es fast zu arg gemacht. Eine Schlaflosigkeit zog er sich durch seinen Eifer zu, die ihn sein Leben lang plagte und stets an seine Ohnmacht und an die Macht der Gnade erinnerte. Noch im Alter erfand er sich einen kunstreichen Leuchter, mit dessen Hilfe er auch im Bett schreiben konnte.

Fleiß bringt Preis. Hört nur das schöne Zeugnis, das ihm sein Lehrer Ökolampad ausstellte: „Ich habe einen Jüngling von gleichem Streben und von brennender Begierde zu jeder Wissenschaft erfüllt bei mir.“ Es konnte nicht anders sein, alle die Ehren, mit denen man damals gelehrte Männer auszeichnete, wurden Brenz frühzeitig zu teil.

Im vierzehnten Jahr seines Lebens wurde er Baccalaureus, gleichsam Thürhüter an der Pforte der Weisheit (Spr. 8, 34). Im achtzehnten Magister, jetzt wurde er unter die „Meister“ gerechnet. Im neunzehnten Rektor, das ist, Leiter eines Studentenstifts, der „Schwabenburse“. Nun durfte er selber Vorlesungen halten und, immer noch lernend, andern ein Lehrer sein.

Eines, seh' ich, hättet ihr schon längst gern gewußt, wie sich Brenz zu den Fragen stellte, die damals alle Welt zu bewegen anfingen.

Soviel ist klar, manche Mißbräuche in der Kirche werden ihm nicht entgangen sein. Zu Heidelberg wehte ja ein frischerer Wind, der Wolken und Nebel zu vertreiben begann, so daß das reine Licht des Evangeliums hervorbrechen konnte. Aber Brenz und seine Freunde waren keine Stürmer

und Dränger. Die Schuld an den Mißbräuchen suchten sie lieber bei einzelnen unwürdigen Gliedern der Kirche, als daß sie die Ehrfurcht vor ihr selbst, ihrer geistlichen Mutter, verletzt hätten.

So hat denn Brenz fast zur nämlichen Zeit, da Luther seine fünfundneunzig Sätze gegen den Ablaß ausgehen ließ, ein Gedicht zu Ehren des Papstes Leo X. veröffentlicht. Wie könnten wir ihm das verübeln, da doch Luther selbst noch manches Jahr lang vom Papst sich alles Guten versah! Luther und Brenz waren echte Söhne unseres deutschen Volks und nahmen so auch teil an seinem schönen Charakterzug, daß es nämlich so gern den Großen das Beste zutraut. Es denkt, wen Gott so hoch gestellt, der sei auch hoch gesinnt. Hätte doch keiner der Großen diesen Glauben je erschüttert!

Das war eine Weissagung für Brenz, daß im gleichen Jahr, da er Magister wurde, jene fünfundneunzig Sätze ausgingen. Gottes Wort redete darin und ein durch das Wort erleuchtetes Gewissen.

Brenz sollte sich, da er jetzt die Laufbahn eines Lehrers betreten hatte, nicht mehr lange mit Menschensatzungen plagen, die den Geist verwirren und das Herz leer lassen. Nicht aus abgeleiteten Bächlein sollte er ferner trinken, sondern aus der ewigen, frisch sprudelnden Quelle und zu ihr seine Schüler führen. Doch noch ein halbes Jahr stand es an, bis er das Rauschen der lebendigen Wasser hörte und es dem Vater gefiel, ihm die Herrlichkeit des Sohns zu offenbaren.

Im Jahr 1518 kam Luther selbst nach Heidelberg. Er kam trotz der Freunde Besorgnis für sein Leben, gehorsam dem Ruf seiner Obern. Er kam mit einem köstlichen Geleitsbrief seines Fürsten. Einen köstlichern trug er in der Brust, nicht mit Tinte geschrieben, das Bewußtsein, er gehe Gottes Wege.

Die Augustinermönche hielten zu Heidelberg ihr regelmäßiges Ordenskapitel ab, wie drei Jahre vorher in Gotha. Gern wurde bei diesen Versammlungen, die sich mit inneren Angelegenheiten des Ordens, mit Wahlen u. a. beschäftigten, in der Kirche gepredigt, im Hörsaal gelehrtes Gespräch geführt.

So hatte denn Luther auf den 26. April eine Disputation angekündigt. Der Hörsaal des Klosters war gedrängt voll. Daß unsere Freunde nicht fehlten, versteht sich von selbst. Kein Auge verwandten sie vom Redner. Nun sahen sie den Mann, von dem alle Welt sprach. Eher unansehnlich als stattlich stand er vor ihnen. Abgetragen war seine Kutte, mager sein



Luther als Augustinermönch.

Gesicht. Die Spuren seiner Kämpfe waren nicht verwischt. Aber seine Augen leuchteten und stromesgleich flossen die Worte, da er von der Gnade Gottes in Christo Jesu sprach und von der Unmöglichkeit, aus eigener Kraft selig zu werden, und von der alles überwindenden Macht des Glaubens.

Die Professoren der Theologie verhielten sich still. Es war ihnen, als hörten sie mit Zungen reden. Nur der jüngste aus ihrer Zahl platzte einmal zur Freude der ganzen Zuhörerschaft heraus: „Wenn Ihr das den Bauern sagtet, würden sie Euch steinigen!"

Butzer, Brenz, Billikan, Schnepf konnten sich nicht satt hören. So hatte noch niemand aus vollem Herzen fürs Herz gesprochen. Sie thaten wie die Jünger im Evangelium, besuchten ihren Meister in der Herberge und fragten und forschten noch weiter. Luther schied froh von Heidelberg. Er sah eine junge Schaar Streiter fürs Evangelium erwachsen.

An Luthers Schriften nährte fortan Brenz seinen Geist. Die Erklärung des Galaterbriefs verschlang er begierig. Der Weckruf „an den christlichen Adel deutscher Nation", das „Vorspiel von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" fanden lauten Widerhall in seinem Herzen. Das kleine Büchlein von der „Freiheit eines Christenmenschen", wie derselbe ist „ein ganz freier Herr über alle Dinge und niemand unterthan durch den Glauben, und ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan durch die Liebe", wurde für ihn eine Schatzkammer christlicher Glaubens- und Lebensweisheit.

So mocht' er denn nimmer mit seinen Studiengenossen im Irrgarten der Weltweisheit sich umtreiben, sondern griff flugs zur Bibel und erklärte das Evangelium des Matthäus. Der Raum im Stift wollte die Zahl der Hörer nicht fassen, so daß Brenz den großen Hörsaal der Universität bezog. Darüber entstand bei den alten Theologieprofessoren großes Geschrei. Es zieme sich nicht, daß man Heiliges in unheiligem Raum vortrage, es sei unpassend, daß, wer die geistlichen Weihen nicht habe, Theologie lehre. Kommt wohl, ihr Herren, mit dem Priesterrock der Geist der Theologie? und macht der Ort Worte und Werke heilig?

Aber Brenz war bescheiden und wollte alle Gerechtigkeit erfüllen. Als ihm, ohne daß er sich beworben hätte, die Stelle eines Stiftsherrn an der Kirche zum Heiligen Geist angeboten wurde, nahm er an, ließ sich in Speyer zum Priester weihen und feierte in der Heimat die erste Messe.

Nun durfte Brenz gar auch noch predigen, der erste evangelische Prediger in Heidelberg. Was von den Gegnern böse gemeint war, schlug zum Besten aus. Darüber erbittert, verklagten sie ihn und einen andern Lehrer der Universität beim Kurfürsten. Dieser, kein Freund der Neuerungen, verbot ihnen den Hörsaal und ließ eine Untersuchung gegen sie führen. Aber die beiden Streiter fürs Evangelium, Brenz und Billikan, verteidigten sich so gut, daß man keine Strafe über sie verhängte.

Jetzt waren sie zu Christi Rittern geschlagen. Die Lehrjahre sind zu Ende. Der Meister steht da, den sein Werk loben wird.

II.

Wie Brenz mit großem Eifer und viel Geduld das Reformationswerk zu Hall beginnt und glücklich vollendet.

Zehn reichgesegnete Jahre hatte Brenz in Heidelberg zugebracht. Um des Evangeliums willen, das man dort nicht leiden mochte, war er von dem geliebten Ort geschieden. Wohin soll er gehen?

Als Prediger an Skt. Michael zu Schwäbisch Hall treffen wir ihn nach kurzer Zeit.

Wie der junge Mann an einem Septembertag des Jahres 1522 von der Hochebene über dem Kocher zum erstenmal die Stadt sah, in der er seinen Stab in die Erde stoßen sollte, daß er grüne und blühe, — über den Häusern mochten Nebel liegen, während die Türme im Sonnenschein erglänzten — dachte er nicht an die Besoldung, die ihm zugesagt war. Sie betrug bloß achtzig Gulden. Auch nicht an Ehr' und Würden. Denn er war nicht zum Pfarrherrn, sondern zum schlichten Prediger des Evangeliums berufen. Daran dachte er, wie er diesem Evangelium möge eine Gasse öffnen und viel Seelen für Gottes Reich gewinnen.

Am 8. September, an Mariä Geburt, hielt er seine Probepredigt. Sie gefiel gut.

„Fast zu jung," sprach auf der großen Freitreppe vor Skt. Michael einer zu seinem Nachbar.

„Jung an Jahren," sagte dieser, „aber alt an Weisheit."

„Zu unserem Brot," fiel ein Dritter ein, seiner Kleidung nach ein Salzsieder, „hatten wir wohl Salz. Jetzt bekommt auch die Seele schmackhafte Speise."



Skt. Michaelskirche in Schwäbisch Hall.

„So laut und lieblich klang seine Stimme," sagte dort ein altes Mütterlein, sich am Geländer haltend, „sie füllte die Kirche."

„Mir das Herz," erwiderte freudig ihr Mann.

„Welchen Anstand bewahrte er! Kein Poltern und Schelten, wie wirs schon so oft gehört haben," redete ein Senator zu seinem Kollegen.

„Wenn es ihm hier recht ist," gab dieser zur Antwort, „uns gefällt er."

So erhielt denn Brenz feste Anstellung als Prediger an Skt. Michael in der alten Reichsstadt Hall.

Wie ging es aber zu, daß er gerade nach Hall kam?

Der unverstandenen Zeremonien, des geistlosen Messelesens, des „Tönens und Lörens", wie Luther sagt, waren die Haller müde geworden. Einen Prediger hätten sie gern gehabt, der Gottes Wort vom Herzen zum Herzen verkündigte. Das Recht, ihre Pfarrer zu ernennen, war bis zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts beim Stift Comburg gestanden. Sie hatten sichs was kosten lassen, dies Recht selbst ausüben zu dürfen.

Nun studierte zur selben Zeit wie Brenz ein Haller Stadtkind in Heidelberg mit Namen I s e n m a n n. Ihm war die Pfarrei der Hauptkirche zugedacht. Der schrieb an ein Mitglied des Rats, dessen Freundlichkeit er vielleicht schon öfter hatte erfahren dürfen, wenn sie gern einen Prediger hätten, er wüßte einen. Johannes Brenz sei sein Name. An ihm fänden sich gar liebliche Tugenden, Lust zu Gottes Wort, Liebe zu den Seelen, herzliche Geduld und sanfter Mut.

Des Rats Antwort lautete, er solle ihn zu einer Probepredigt bringen. Und der demütige Mann ging mit Isenmann, obwohl er wußte, daß dieser die Stadtpfarrstelle erhalten sollte. Aber auch Isenmann kannte keinen Neid gegen den geistesmächtigen Amtsgenossen. Es muß ja wohl gut gehen, wenn Brüder so einträchtig beisammen wohnen.

Das freilich konnte der Haller Pfarrherr damals nicht wissen, daß Brenz später gar sein Schwiegersohn werden sollte. Brenzs zweite Hausfrau war eine Tochter dieses Isenmann.

Nun denkt ihr, wie ein verzehrendes Feuer sei der junge, eifrige Prediger dareingefahren!

Ähnliches mochte jener betagte Ratsherr fürchten, der eines Tages so zu sprechen begann:

„Man findet wohl einen frommen Pfarrherrn, der will alles gerade machen. Aber es kann nicht sein."

Drauf gab Brenz zur Antwort: „Man kann nicht dafür sein, daß nichts Böses geschehe oder Übels in einer Gemeine. Aber es steht noch alles gut, dieweil man strafet.“

„Ja, ihr Herren,“ meinte der Alte, „da habt ihr etwas vor, das Euch nicht wird hinausgehen.“

„Warum?“ fragte Brenz.

„Ei,“ hieß die Antwort, „Ihr wollet den Teufel fromm machen, und das könnet Ihr nicht.“

Brenz aber gedachte des Sprichworts: Hitzig ist nicht witzig. Er hielt dafür, reformieren sei etwas anderes als zerstören, was vielen lieb geworden. So las er noch einige Zeit die Messe, doch nicht ganz im Sinn der katholischen Kirche. Er sah in den seiner Pflege anvertrauten Seelen nicht Wölfe, wider die man wüten müsse, sondern verirrte Schäflein, die durch Poltern nur verscheucht werden. Zeige ihnen die rechte Weide, dachte er, so werden sie schon kommen.

Schlicht und ernst, klar und warm predigte er darum die Wahrheiten des Evangeliums.

Vom rechten Glauben sprach er, wie er nicht in angelerntem Wissen bestehe, das tot und nichts nütze ist, sondern in fester Zuversicht auf Gottes Gnade durch Christum, einer Zuversicht, die Gott selber durch Wort und Geist in uns pflanzt.

Von den Werken der Liebe redete er, wie das durch den Glauben erneuerte Herz sie hervorbringt, und wie wir sie freilich nicht thun, um selig zu werden, sondern weil uns die Gnade schon selig gemacht hat.

Nun sollte man doch aber auch von der gepredigten Wahrheit die Nutzanwendung machen. An Skt. Jakobi Tag 1523 griff denn Brenz die Mißbräuche der alten Kirche, zunächst den Heiligendienst an.

„Einst hat man die Heiligen vor Augen gestellt,“ sagt er, „daß man an ihrem Exempel Gottvertrauen lerne. Jetzt ist der Heiligendienst Abgötterei worden. Einer macht aus Skt. Wendel einen Säuhirten, ein anderer aus Skt. Ulrich einen Ratzenhirten, aus Skt. Margareten eine Hebamme. Skt. Sebastian muß Pestilenz verjagen. Skt. Valentin hat auch keine Ruhe, er muß die fallend Sucht vertreiben. Welches alles sich lässet ansehen, als wollten wir durch der Heiligen Gewalt das von Gott uns auferlegte Kreuz von uns werfen, welches doch die Heiligen allezeit begehren.

„In Summa, die Heiligen gegen Krankheiten u. s. w. ehren ist nichts anders, denn die Heiligen wider Gott richten und ein zerspalten

Gebet machen. Auf der einen Seite sagen sie im Gebet: Dein Wille geschehe. Auf der andern: Liebe Heilige, verhindert den Willen Gottes."

Noch eine andere Stelle aus dieser Predigt vernehmt! Denn so pflegt noch heute von den Katholiken der Heiligendienst gerechtfertigt zu werden.

„Es ist ein gemein Gleichnis auf der Heiligen Fürbitt, es sei bei Gott wie bei einem Fürsten. Wolle einer etwas werben an den Fürsten, muß er ihn vorher zum Freund machen durch den Kanzler. Dies Gleichnis verwirft Christus selbst Matth. 20, Luk. 22. Wir bedürfen keines Kanzlers bei Gott, denn den einigen, unsern Herrn Jesum Christ. Der hat schon durch seinen Tod uns Gott zu einem Freund gemacht, daß wir allerweg dürfen kecklich und unerschrocken vor ihn treten."

Das that freilich bekümmerten Herzen wohl, daß sie nun nicht mehr im Vorzimmer lange und erfolglos warten mußten, — was das heißt, wußten sie von manchem Gang her aufs Gericht — sondern gleich vor den König selbst treten durften mit all' ihrer Not.

Brenz ging noch weiter. Ganz frei sollte die Bahn zu Gott werden. Wie über die Heiligen im Himmel führte des Christen Weg zu Gott bisher auch über die Priester auf Erden.

„Wer Christo, dem rechten, wahren Haupt und Priester," lesen wir in der Predigt über Joh. 20, 22—23, „durch den Glauben in der Taufe einverleibt ist und den Geist Christi empfangen hat, der steht in einer unzertrennlichen Gemeinschaft mit Christo und zeucht in sich den Einfluß des Hauptes. Dieweil sein Haupt ein Herr und König ist, wird er auch ein solcher König. Dieweil sein Haupt ein Priester ist, wird er auch durch den Geist seines Haupts ein Priester. Diesen Priestern, wozu alle wahren, rechten, gläubigen Christen gehören, ist der Schlüssel der Kirche befohlen worden.

„Welcher bekennt wahrhaftig und festiglich, was Petrus bekannt hat, demselben ist gegeben Gewalt, zu binden und zu lösen. Glaubst du, so lösest du dich, glaubst du nicht, so bindest du dich und verschleußest dir selbst die Thüre. Niemand kann dich binden, du habest dann dich vorhin durch die Sünde des Mißglaubens gebunden. Niemand kann dich lösen, du habest dann vorhin durch den Glauben dich selbst gelöst."

Wozu aber dann noch Priester?

„Sie sollen des rechten, wahren Priesters Diener sein und tragen ein zweifach Amt: Predigen des Wortes Gottes und Reichen der Sakra-

mente. Dies sind die zwei wesentlichen Stücke eines bestellten Priesters, nicht Platten, Kappen oder Messelesen. Denn da Christus seine Jünger ausschickt, sagt er nicht: Geht hin, bescheret euch, tragt lange Röcke, nehmt kein Eheweib, sondern geht hin, tauft und predigt das Evangelium."

Wo das Wort Gottes recht gepredigt wird, geht es nach Luthers Ausdruck ohne Rumor nicht ab. Das erfuhr jetzt auch Brenz. Sein Wort begann die Geister zu scheiden.

Heftig erhoben sich gegen die neue Lehre die Mönche des Franziskanerklosters, gewöhnlich Barfüßer genannt. Durch Grobheit suchten sie zu ersetzen, was ihnen an Glaubenskraft und Gelehrsamkeit abging. Ein großes Maul, war ihr Trost, kann es in der Welt immer noch zu was bringen. Jeden Sonntag in früher Morgenstunde bestieg der Abt des Klosters die Kanzel seiner Kirche und schäumte sein Gift gegen Brenz aus vor einer großen Menge.

Später strömte dann alles in Brenzs Kirche. Man verhoffte, noch einmal einen rechten Ohrenschmaus zu bekommen. Man sah sich getäuscht. Hier ward nicht gleiches mit gleichem vergolten. Denn Brenz dachte nicht an sich, sondern an das Heil der Seelen und bat seine Zuhörer, nimmer zu vergessen, wie nur in Christo Gnade und Friede zu finden sind. Brachte es der Text mit sich, setzte er wohl auch in maßvoller Weise auseinander, wie nicht er, sondern die Schrift seine Gegner verurteile.

In dieser ruhigen Selbstbeherrschung lag der Sieg. Das Kloster wurde bald aufgehoben und vom Rat in eine Schule verwandelt.

Auch wehthuenden Spott mußte Brenz über sich ergehen lassen. Was dir nicht gefällt, mach lächerlich, rät die Welt, so hast du gewonnen Spiel. Doch auch nicht immer. Georg Ulmer, der Pfarrer von Haßfelden, über dessen tolle Einfälle man eine Chronik schreiben könnte, versuchte seinen Witz auch an unserem Reformator. Aber den Vorwitzigen ließ der Rat gefangen setzen. Nach vier Wochen bat ihn Brenz selbst frei. Er blieb gewitzigt.

Mittlerweile war Isenmann von Heidelberg in die Heimat zurückgekehrt und hatte die Pfarrstelle angetreten. Er las nicht mehr Messe. Darüber erhob sich ein großer Sturm mitten aus der Bürgerschaft selber. Brenz habe doch auch noch Messe gelesen, hieß es. Das war keine Lüge, wie wir früher schon erzählten.

Seine nächste Predigt begann Brenz: „Liebe Brüder, ich höre, daß sich einige von euch an unsern Handlungen ärgern. Und freilich ist es

wahr, ich habe etlichemal hier bei euch die Messe gehalten, aber nicht in allen Stücken nach Art der Meßpriester. Ein Opfer für Lebende und Tote habe ich nicht dargebracht, weil ich es für gottlos halte.

„Als ich von euch berufen hierher kam, fand ich euch in einen Abgrund versunken. Etwas mußte ich also schon thun. Ich stieg zu euch hinab, um euch herauszuhelfen. Mein Sinn war dabei, nach dem Beispiel des Apostels in etwas nachzugeben und mich nicht sogleich ganz zu zeigen. Jetzt seid ihr aber schon besser aus Gottes Wort von mir unterwiesen und sehet den Meßgreuel und den Mißbrauch des Abendmahls ein. Darum soll und muß er jetzt aus gutem Grund unterbleiben."

So geschah es. Es bedurfte keiner langen Rede noch kunstreicher Wendungen. Die Haller kannten schon ihren Brenz. Sie nahmens ihm darum nicht übel, daß er sie an Glaubenseinsicht überragte, sondern wußten seine schonende Milde zu würdigen. Man feierte nun das Abendmahl in evangelischem Sinn „auf die Meinung, damit den Tod Christi zu verkünden".

Wir nehmen im Geist auf einer der hintersten Bänke in Skt. Michael Platz, um der ersten Abendmahlsfeier — es ist am Christfest 1525 — anzuwohnen. Ich hoffe, die Zeit werde nicht unnütz hingebracht sein.

Brenz tritt in den Altar. Er trägt, wie wir sehen, nicht mehr das Meßgewand, „das keines Mannes und keines Weibes Kleidung ist", sondern den Chorrock, damit es doch auch nicht scheine, als käme er geradewegs von der Gasse.

Was er spricht, verstehen wir gut. Er zeigt, wie, wenn wir das Abendmahl feiern wollen, Christus geboten hat, daß wir seinen Tod verkündigen und, die Frucht seines Todes genießend, aus dem Tod ins Leben dringen. Von der Sünde hören wir ihn dann sprechen und ihrer Schuld und wie der Mensch unfähig ist, seine Schuld selbst abzutragen. Es ist, als meine er uns, und weiß doch nicht, daß wir da sind! Aber wir können ihm nichts übel nehmen, er kennt das Herz, wie es ist. Man hört auch seiner Stimme an, daß nicht Zorn, sondern mitleidiges Erbarmen aus ihm spricht. Und rascher, fröhlicher wird sein Ton, wenn er darauf Gottes Gnade preist.

Jetzt — wir erschrecken fast über den Anblick — fällt alles Volk auf die Kniee, während Brenz über Brot und Wein deutsch die Einsetzungsworte spricht. Wer Verlangen hat, kommt andächtig an den Altar, um Brot und Wein zu genießen.

Eine kräftige Ermahnung zur Liebe gegeneinander, jene alten, wohlbekannten Gleichnisse von dem Wein, der aus vielen Beeren, und dem Brot, das aus vielen Körnern bereitet ist, wie sie heute noch in jeder Kirche des evangelischen Schwabenlands bei der Abendmahlsfeier zu vernehmen sind, bildet den Schluß der erhebenden Handlung. Vor der Kirchthür drücken sich die Abendmahlsgäste die Hand und wünschen sich Glück und Gottes Segen.

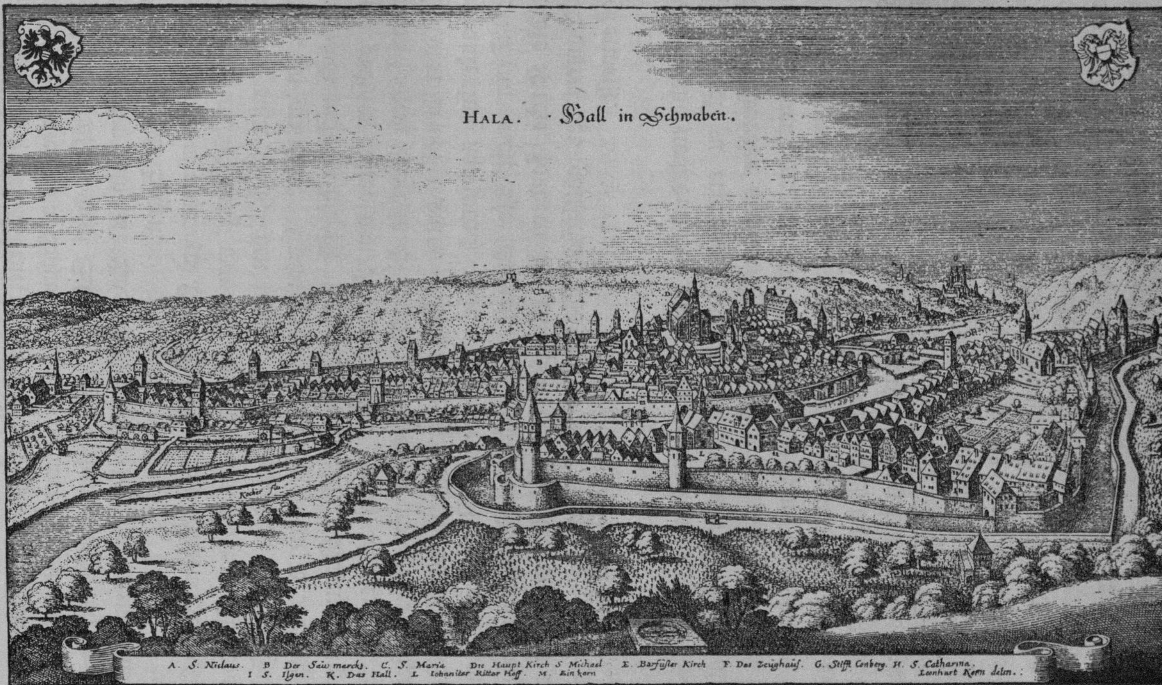
Also begann man zu Hall die Kirche zu Ehren Gottes zu bauen und einzurichten. Brenz war ein weiser Baumeister. Seine vornehmste Sorge war und blieb, den neuen Bau auf den ewigen Fels, Jesum Christum, zu gründen. Er gedachte aber auch an des Apostels Wort: „Haltet euch nicht selbst für klug“ Röm. 12, 17. Darum ging er fleißig bei dem größten unter den Reformatoren, D. M. Luther, in die Schule, lernte von seinem Werk in Wittenberg und nahm manchen Baustein herüber, der sich dort bewährt hatte. Doch war er kein unmündiger Schüler, der nur gedankenlos nachsprach. Er prüfte und erwählte, was ihm das Beste schien. Denn nicht die Einheit der äußeren Formen und Gebräuche schafft die Kirche, sondern die Einigkeit des Geistes, die, aus dem lebendigen Samen des göttlichen Wortes gezeugt, sich in mancherlei Gaben kräftig erweist.

Aber ehe noch der Bau unter Dach gebracht war, zogen, den Meister und sein Werk zu erproben, schwere Wetter und finstere Wolken heran. Die Bauern stunden auf im Jahre 1525.

Sie waren die gedrückteste Volksklasse in Deutschland. Rechtlos standen sie ihren Drängern und Treibern gegenüber. Von einer Gutsherrin wird erzählt, sie habe ihre Bauern genötigt, zur Zeit der Ernte, so daß ihr Brot auf dem Feld verfaulte, Schneckenhäuschen zu sammeln, über die sie Garn wickeln wollte. Die den Kirchen und Klöstern als leibeigen gehörten, waren um nichts besser daran.

Seit einigen Jahrzehnten erhoben sich diese Elendesten je und je zur Besserung ihrer Lage. Nun erklang hell die Predigt von christlicher Freiheit. Sie fand mächtigen Widerhall in ihren Herzen. Nur, daß sie nicht verstanden, wie man auch in Ketten frei sein kann. Was geistlich gemeint war, deuteten sie fleischlich.

Mit der Bibel in der einen, mit dem Schwert in der andern Hand wollten sie ein neues Regiment und bessere Zeit herbeiführen. Aber die



Schwäbisch Hall (nach Merian).

Bibel legten sie bald beiseite. Mit wildem, grausamem Trotz, von geheimnisvollen Prophezeihungen ermuntert, kehrten sie sich gegen alles, was bisher Ansehen genossen hatte. Der Rauch der Burgen, die Trümmer der Klöster bezeichneten ihren Weg.

Nachdem der Satan erst durch den Papst, dann durch die Fürsten das Evangelium hatte vernichten wollen, sah ihn jetzt Luther in das Volk fahren, um unter den Trümmern des ganzen Reichs das Evangelium zu begraben. Der sollte freilich an ihm einen Mann von Stahl und Eisen finden. Was konnte Luther anderer Not jetzt kümmern? Er mußte die reine Fahne des Evangeliums hochhalten, die man beflecken wollte. Er hatte zum Evangelium geschworen.

Auch Brenz, der erst sechsundzwanzigjährige, hielt sich wie ein Mann. Während andere vom Strome mitgerissen wurden, wankte er nicht.

Am Sonntag Judica in der Nacht erhoben sich die hällischen Bauern, „um die Gerechtigkeit zu beschirmen“. Solche Beschirmung fingen sie damit an, daß sie Kirchen, Pfarrhäuser, Opferstöcke ausraubten und sichs vom Raub wohl sein ließen. Das Geschäft behagte und der Haufe wuchs. Ihrer dreitausend standen auf der Gottwollshäuser Höhe, Hall gegenüber.

Die Bürgerschaft war entmutigt, der Senat ratlos. Brenz allein blieb fest. Er mußte jetzt freilich hören, er und die Predigt des Evangeliums sei schuld an dem Unglück. Er tröstete sich aber mit Elias, dem man auch ins Gesicht sagte, er verwirre Israel, und sprach es offen aus, daß die Versäumnis der Predigt des Evangeliums den jetzigen Jammer herbeigeführt habe, und daß allein die freie evangelische Predigt helfen könne. Auf sein eindringliches Zureden beschloß der Rat endlich Widerstand. Die Bürgerschaft gehorchte. Man rückte gegen die Aufrührer aus.

Wie es weiter ging mag uns einer, der dabei war, erzählen, der Reinsberger Pfarrer Herolt:

„Sobald der erste Schuß geschah, erhob sich ein solch Zappeln unter den Bauern, als ob es ein Ameisenhaufe wäre, und ein Schnattern, als wäre es ein Haufen Gänse. Einer schrie, man solle fliehen, der andere, man solle bleiben. Überdem gingen die andern Geschütze auch los. Das war ein Fallen, sobald sie das Feuer sahen blitzen! Da fielen drei, da sechs, da zehn, da viel mehr, daß man meint, sie wären all erschossen.

„Bald stunden sie wieder auf, wie die Juden am Ölberg — nachdem sie vor Jesus zurückgewichen und zu Boden gefallen waren —. Denn das

Geschütz ging alles zu hoch. Es war fürwahr denen von Hall ein gewagt Spiel, galt nicht Lachens, aber ein glückseliger Zug und seliges Schießen, das zu Gottwollshausen geschehen."

So wurde durch den entschlossenen Mut seines Predigers Hall gerettet.

Daß er die Gunst des niederen Volkes verscherzen könnte, kam für ihn nicht in Betracht. Er stand da, wohin sein Gewissen ihn wies. Weder Bauernknechte noch Fürstendiener waren die Reformatoren. Sie scheuten sich nicht, zu gleicher Zeit es mit beiden zu verderben, trotzend auf den Fels, der sie trug, das heilige Evangelium. Voll heiligen Zorns erhoben sie jetzt ihre Stimme wider die übermütigen Sieger, die wie wilde Eber im Acker hausten.

Daß vom Haller Rat die Bauern milde behandelt wurden, daß man zwischen Verführern und Verführten einen Unterschied machte, ist ein schönes Zeugnis vom Erfolg der Brenzischen Predigt.

„Giebt die Obrigkeit Puff um Puff," rief er auf seiner Kanzel in Skt. Michael, daß es nicht bloß an den Wänden, sondern in den Herzen widerhallte, „so ist das heidnisch, nicht christlich. Beweiset den Unterthanen Gnade, daß sie merken, daß sie an ihrer Obrigkeit nicht Wölfe, sondern Hirten und Hüter haben."

Das Jahr darauf, als der Rat den Bauern des Gebiets drückende Steuern auflegte, hält ihm Brenz vor: „Hat Gott diese Stadt mehr verschont als alle Reichsstädte, so gebührt ihm auch mehr Dank. . . Man sagt, wir müssen die Bauern Mores lehren. Was aber sagt Gott? Thue recht, du hast nicht allerwegs Seide gesponnen, folg deinem Herrn, laß an der vorigen Strafe genug sein, gedenk, daß dein Einkommen der Bauern saurer Schweiß ist.

„Wohl geht in der Stadt großer Kosten auf Bauen, und der Bau gefällt mir, weil viel Arme sich davon nähren. Aber eine Obrigkeit, die in Nöten einen treuen Gott und willige treue Unterthanen hat, ist mir lieber als achtzehn Mauern aufeinander, und eine gottesfürchtige Obrigkeit vertreibt die Feinde mehr als ein Turm von Babylon."

Ehre dem unbestechlichen Zeugen göttlicher Wahrheit, kämpfend mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und Linken, und Ehre der Obrigkeit, die solche freie Worte erträgt, weil sie in rechter Furcht Gottes steht!

Der Sturm war vorbeigezogen. Die Fluten der Empörung hatten sich verlaufen. Brenz und sein Werk bestand die Probe. Nun fuhr

man fröhlich fort am Ausbau der Kirche und brachte das Werk zu glückseliger Vollendung. Im Jahr 1526 wurde „die Ordnung der Kirche zu Hall“ herausgegeben.

Verdrießts euch, einen Blick darein zu werfen? Nicht?

Allerdings durch Vergleichung lernt man. Und wenn wir nur lernten, nicht gar so stolz zu sein auf unsere Errungenschaften! Es gab früher auch Männer, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatten.

Aber, lieber Nachbar, ich muß dich bitten, mich ein wenig abzulösen. Hier ist die Kirchenordnung. Lies einmal auf der ersten Seite!

Wir hören:

„Glaube und Liebe sind einem Christen nötig zur Seligkeit, auch wenn er mitten in der Türkei wohnte. Weil aber die Christen ein eigen Land haben, so hat die Obrigkeit in doppelter Beziehung, erstens des Amts halber und zweitens als Mitgenosse der Kindschaft Gottes, die Pflicht, christliche Einrichtungen zu treffen.“

Wie? die Obrigkeit? warum nicht die Gemeinde, da doch alle Priester sein sollen?

Aber zwischen dem, was sein soll, und zwischen dem, was ist, besteht oft ein großer Unterschied. Bis alle zu Priestern und mündigen Christen erzogen sind, sollte die Obrigkeit diesen Dienst der Liebe an der Kirche Christi üben, um des „gemeinen Nutz und Friedens“ willen und zu der Obrigkeit eigenem Vorteil. Denn „kein Mensch wird dem weltlichen Gewalt gehorsam sein können, er sei denn aus dem Worte Gottes und Evangelium redlich geboren“.

Wenn die Fürsten später aus diesem Dienst der Liebe ein Recht machten, daß es hieß: Cujus regio, ejus religio, das ist: Wes das Land, des ist auch der Glaube seiner Leute — die Verhältnisse waren mächtiger als der gute Wille der Reformatoren. Doch ist die evangelische Kirche darum nicht untergegangen. Wenn wir nur auf dem rechten Grunde bauen! Wie wir unser Haus einrichten, bleibt Sache der evangelischen Freiheit. Es ist ohne Fehler dabei nicht abgegangen, und die letzten Fehler sind auch noch nicht gemacht. Aber die evangelische Kirche kann — gottlob! — Fehler einsehen und bessern.

Reine und einförmige christliche Predigt ist nach Brenz das erste, worauf gesehen werden muß.

Doch wir schlagen einige Seiten um. Hier!

„Das Taufen ist nicht das geringst Werk in der Kirche, wie wohl bisher für ein Kinderwerk und Spiel gehalten. Daher darauf zu sehen ist, daß es damit ernstlich und ansehnlich in der Kirche zugehe, damit jedermann mit ernstlichem Gebet geflissen wäre. Denn ja die Kinder für sich selbst keine Erkenntnis noch Bekenntnis haben des Glaubens, ohne allein das Bekenntnis und Gebet der Kirche.

„Wo die Not nicht gebietet, soll die Taufe eines Neugeborenen bis auf den nächsten Feiertag aufgeschoben werden, damit die Gemeinde für das Kind beten kann und jedermann an seine eigene Taufe erinnert werde.

„Die Taufe soll aber in deutscher Sprache geschehen, da alles, was in der Kirche geschieht, zur Besserung geschehen soll."

Weiter über die Feiertage!

„Bei den ersten Christen ist zwar kein äußerlicher, von Gott gebotener Feiertag gewesen, wie bei den Juden. Sondern es ist ein steter, ewiger Sabbath oder Feiertag, von der Taufe anhebend bis in den Tod während, darin nimmer kein unrecht Geschäft vollbracht soll werden.

„Doch möge zur äußerlichen Notdurft eine Ordnung in Tag und Zeit gehalten werden, nicht zu einem Gewissen, als von Gott geboten und zur Frömmigkeit und Seligkeit nötig, sondern daß männiglich von der Arbeit feier und kommen möge, zu hören das Wort Gottes, zum Sakrament gehe und eine leibliche Ruhe habe von der Arbeit, damit ein jeglicher desto stattlicher wiederum seine Arbeit angreife."

Bitte, gebt mir das Buch! Hier eine wichtige Frage, die jetzt noch alle ernsten Christen beschäftigt, die Frage der Kirchenzucht!

„Diesen Sünden, die sonst ungestraft bleiben, zu wehren, wird es für gut angesehen, daß eine Obrigkeit, der Ordnung von Christo und der ersten Kirche Gebrauch nach, zu dem Pfarrherr und Prediger etlich redlich Personen aus der Bürgerschaft nehme, die alsdann, so es die Not erheischt, einen Synod oder Sitzung hielten und auf die in Christo vorgeschriebene Weise den Unchristen ermahnten. Es wird darum kein Kloster, sondern eine züchtige Bürgerschaft. Es glaubts kein Mensch, was Guts und Ehrbarkeit aus dieser Ordnung entstehen wird."

Solls besser werden, in der Familie, dem Quellbrunn des Volks, muß die Besserung beginnen. Daher denn Brenz auch eine Eheordnung giebt. In ihr wird besonders den Kindern das vierte Gebot eingeschärft. Eine Heirat ohne Wissen und Willen der Eltern ist wider göttliches und kaiserliches Gesetz.

Doch mir soll unser lieber Freund noch vorlesen, was Brenz von der Schule sagt!

„Eine gemeine Schule, darin man Zucht und Künste lehrt für die Jugend, ist ein großer, nützlicher, ja nötiger Grund einer christlichen, ehrbaren Gemeinde. Daher auch bei den Heiden und Juden, wie vielmehr für die Christen nötig, da sie der auserlesene Kern aus Heiden und Juden sein sollen.

„Die Jungen sind der größte Schatz, auf den die Obrigkeit zu sehen hat. Ein redlicher, frommer Bürger ist in wirklicher Zeit durch seine Geschicklichkeit oft einem ganzen Land vor einem Übel und darum mehr wert als hundert Büchsen. Woher aber kommt ein solcher Mann? Er entspringt nicht aus einem Felsen und wächst nicht auf einem Baum, sondern aus der Jugend. Man kauft Büchsen, baut Mauern und Schlösser. Man verwende nun auch etwas für die Jugend!"

So will denn Brenz, daß in Hall ein Schulmeister samt einem Kantor und Provisor angestellt und gehörig besoldet werde.

Die Knaben sollen in Abteilungen zur Schule kommen, zwei Stunden am Tag jede Abteilung. Denn es sei nicht gut, die Jungen einen ganzen Tag lang zu zwingen bei einander zu sitzen, auch nicht fruchtbarlich, sie mit Lehren zu überladen. Sonst wäre es, wie wenn man ein Trichterlein in eine Flasche stecke und es überschütte. Zeigt sich der Junge begabt, soll man ihn lateinisch lernen lassen, nicht wegen der Messe, sondern daß gelehrte Leute zu allerlei Nutz des Gemeinwesens groß gezogen werden.

Den Töchtern soll eine Frau Unterricht geben. Denn die „Geschrift gehört nicht den Mannen allein zu".

Also ist Hall eine evangelische Stadt worden und geblieben bis heute. Ruhig und sicher hatte Brenz das Werk der Reformation geleitet.

Woher aber der Zauber, über den der merkwürdige Mann gebot? Es war kein anderer, als von dem wir 1. Johannis im fünften lesen. Der Glaube, der die Welt überwunden hat, und dieses Glaubens herrlichste Frucht, die Liebe, die nicht das Ihre sucht (1. Korinth. 13).

III.

Vor der ganzen Welt, auch vor Königen und Fürsten ward Brenz Zeuge des Evangeliums.

Ihr sagtet zuletzt, fuhr der freundliche Erzähler fort, es wäre an der Zeit, daß der bedeutende Mann einen bedeutenderen Wirkungskreis erhielte.

Dafür laßt nur den lieben Herrgott sorgen. Wenn Er ein Licht angezündet hat, so leuchtets, wo es auch stehen mag. Selbst unter den Scheffel gestellt, müßt es hervorblitzen.

Übrigens mögt ihr auch bedenken, daß Hall eine Reichsstadt war. Auf den Kreistagen der schwäbischen Städte nahm sie die sechste Stelle ein. Die Bürger einer Reichsstadt fühlten sich als unmittelbare Unterthanen des Kaisers, und die Stimme ihrer Prediger drang weit über ihre Mauern hinaus.

Bald auch versammelte Brenz eine große Menge von Verehrern des göttlichen Worts um sich durch seine Schriften.

Er predigte viel, am Sonntag über die alten Evangelien und Episteln. Während der Woche nahm er biblische Bücher, Kapitel für Kapitel, durch. Das eine Mal schrieb er, um sich vorzubereiten, seine Gedanken nieder. Das andere Mal zeichnete er hernach auf, was er zuvor in der Predigt gesagt hatte. So erklärte er fast die ganze heilige Schrift.

Wer von Aalen aus gegen Süden nach Ulm fährt, berührt bald das Dorf Königsbronn. Hart am alten Kloster führt ihn die Bahn vorbei. Dort am Fuß hoher Felsen entspringt ein Fluß. Brenz heißt

man ihn. Seine Wasser sind von seltener Reinheit, und so stark fließt die Quelle, daß sie sofort ein großes Rad treibt.

Diesem Fluß gleicht unseres Brenz Schrifterklärung. Hell und durchsichtig ist sie. Dabei bietet sie eine Fülle trefflicher Gedanken, die das Herz bewegen. Voll und doch nicht wild rauschend, leise und doch mächtig fließt sie dahin.

Der Reformator selbst dachte von seinen Werken sehr bescheiden. Mehr, um den Wunsch der Freunde zu erfüllen, habe er sie herausgegeben, die nicht für Gelehrte, sondern für seinesgleichen geschrieben, und die zu lesen ja niemand gezwungen sei. Wer etwas Besseres bringe, der sei seines Dankes gewiß.

Brenz mag sich selbst nicht loben, so lobt ihn ein anderer, der auch etwas von der Sache versteht. Luther schreibt: „Ich denke von Deinen Schriften so, daß mir die meinen heftig mißfallen, wenn sie mit Deinen und Deinesgleichen verglichen werden. Nicht schmeichle ich, dichte, scherze und täusche mich nicht. Nicht Brenz, sondern den Geist lobe ich, der in Dir milder, gefälliger und ruhiger ist. . . .

„Mein Geist speit nur ein Gestrüppe und eine Wildnis von Worten aus. Das hängt mit meinem Schicksal zusammen, das mich nicht zur Ruhe kommen läßt und mich wie einen Ritter mit unendlichen Ungeheuern fortwährend zusammenzustoßen zwingt. Und darum, wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, fiel mir vom vierfachen Geist des Elias Sturm, Erdbeben und Feuer zu, das Berge umkehrt und Felsen zerreißt, Dir aber jenes sanfte, wohlthätige Säuseln."

Soll man nun angeben, welches das Beste unter all' seinen Büchern sei, so hält Luther über alles hoch die Erklärung des Evangeliums Johannis und meint, besseres könne kaum mehr geschrieben werden.

Herzog Christoph von Württemberg aber hat seine größte Freude an dem Propheten Jesaja und will mit diesem Buch unter dem Haupt begraben sein.

Ein Dritter hält alle für gleich gut und bewahrt sie als seinen besten Schatz in verschlossener Truhe. Gern greift er für sich hinein und zeigt ihn vertrauten Freunden. Der das that, war ein katholischer Herr, der Pfarrer von Öffingen bei Cannstatt.

Alte Andacht ist ebenso wenig zu verachten wie alte Münze. Man hat daran einen Schatz, wie auch die Zeiten sich ändern mögen. Solch alter, vollwertiger Goldstücke findet, wer sucht, in des Brenz Schriften genug.

Ich lese gegenwärtig seine Erklärung zum zweiten Buch Mosis. Wie ich ans sechste Kapitel kam, that mirs fast wehe, daß die Erzählung durch Wiederholung der längst bekannten, dem Mose früher gegebenen Verheißungen unterbrochen wird. Brenz sagt darüber: „Weil den Betrübten und Verwirrten alles zwei- und dreimal gesagt werden muß, ists so geschehen." Ich schämte mich und nahm mir vor, mit derselben Ehrfurcht wie jene Männer an die Heilige Schrift zu gehen, und will mich freuen des barmherzigen Gottes, der seine Verheißung wieder und wieder uns nahe bringt, daß wir doch glauben möchten.

Weiter trug der Umstand, daß in Hall die Sachen so trefflich von statten gegangen waren, dazu bei, daß man Brenz bald überall kannte und mit Ehren nannte. Städte und Fürsten erholten sich Rats bei dem Mann von so warmem Herzen und so gereiften Gedanken.

Die Edlen von Gemmingen wurden ihm liebe Freunde, mit denen er gern die Angelegenheiten des christlichen Glaubens und Lebens besprach.

Dem Ritter Hans Landschad zu Neckarsteinach ward sein Wort zum festen Stabe. Unwahr ist an diesem Mann nur sein Name. Er war ein Segen für seine kleine Herrschaft. Im Alter gewann er das Evangelium lieb, erfaßte es mit jugendlichem Feuereifer und fürchtete nicht den Grimm seines Fürsten.

Markgraf Georg von Brandenburg, der sich in Augsburg den Ehrennamen „des Bekenners" holte, befreundete sich auch mit Brenz und schätzte ihn über alles.

In Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Nürnbergischen Prediger Osiander, reformierte Brenz die Kirchen zu Ansbach und Nürnberg. Ihrer „Kirchenordnung" sind dreiundzwanzig Kinderpredigten beigegeben. Sie sind ebenso frei von jedem tändelnden Wesen, als wahrhaft herzinniglich und verdienten zum Muster für Kinderpredigten, wie man sie jetzt in größeren Städten eingeführt hat, gedruckt zu werden.

In welchem Sinn Brenz überall das Werk der Reformation förderte, zeigt uns ein Brief, den er einstmals an die Reichsstadt Eßlingen geschrieben hat.

Dort herrschte Hader und Zank. Schalten die Päpstlichen Luther einen verfluchten Ketzer, so nahmen die evangelisch Gesinnten auch kein Blatt vor den Mund und nannten den Papst den Antichrist. Der Rat der Stadt wußte nicht recht, was thun. Brenz hörte davon und schrieb,

weil er sich für einen Schuldner aller hielt, einen Brief. Er sei im Auszug mitgeteilt!

„Gottes Gnad zuvor, weise, ehrbare Herren! Gott hat Euch so hoch begabt mit dem Verständnis des heiligen Evangelii, derhalb es mein Herz jammert, so unter Euch herrscht Hader und Zank. Sagt doch der heilige Apostel, wie solch Wesen nicht könne bestehen unter Bürgern, so in einerlei Ringmauern wohnen. Die Starken sollen schonen und in Ehren halten die Schwachen. Mit Gewalt will sich auch der rechte Glaube nimmer erzwingen lassen. Auch ist des evangelischen Christen Losung Lieb und Fried. Jedermann hat Acht auf Euch. So Ihr etwas dem Evangelio ungemäß anfahet, was werdet Ihr für Freude Euren Feinden machen? Sie lauern ohne das auf Euch. Darum mög der allmächtige Gott Eure Stadt gnädiglich in Frieden bewahren!

Hall, den 15. Mai 1526. Johannes Brenz."

Daß aber Brenz in die erste Reihe der Vorkämpfer für Christum zu stehen kam, das machte ein Büchlein, das er noch im Sturmjahr 1525 herausgab, betitelt „Syngramma Suevicum", zu deutsch etwa: „Bescheidenes Bedenken einiger schwäbischer Gottesgelehrten."

Weil nämlich die Evangelischen weder durch Locken noch durch Drohen einzuschüchtern waren, beschloß der alt böse Feind, sie selbst gegeneinander aufzubringen. Das Stück gelang ihm.

Der Same der Zwietracht ist schnell bei der Hand. Hier war es eine Meinung vom Heiligen Abendmahl, die mit Gottes Wort sich nicht will reimen lassen und dem Sakramente seinen Wert für die heilsbedürftigen Seelen genommen hätte. Und Säeleute findet er auch. Es darf nur irgendwo ein hochbegabter, aber etwas seichter und stolzer Mann sein, der dem Licht der menschlichen Vernunft eher glaubt, als sich in kindlicher Einfalt an die klaren Zeugnisse der heiligen Schrift zu halten. Den kann er gut brauchen. Was er aber böse meint, mag Gott wohl bessern.

An zwei Orten hatte seine Gnade die Leuchte des reinen Evangeliums wieder entzündet: in Wittenberg und in Zürich. Dort stand Martin Luther, der sächsische, hier Huldreich Zwingli, der schweizerische Reformator. Beide waren, fern voneinander, auf fremdem Boden herangewachsen. Wir wundern uns darum nicht, wenn jeder seine besondere Art, seine eigene Geschichte und, was sie am tiefsten voneinander trennte, seine verschiedene Stellung zu Gott und seinem Wort besaß.

Für Zwingli thronte er in der Höhe, der Allmächtige, Schöpfer Himmels und der Erde, dessen Wort und Willen die gläubige Vernunft in der Schrift niedergelegt findet. Für Luther war er nahe, der Gott aller Gnade, der sich aus lauter Güte und Barmherzigkeit in seinem Sohn zu uns Sündern herabläßt und durch Wort und Sakrament den Bund der Liebe und des Friedens mit jeder gläubigen Seele eingeht.

Das waren Gegensätze, die sich wohl ertragen, aber nicht vereinigen ließen. Wir begreifen deshalb, wie die Reformatoren aufeinander stießen und sich gerade in der Lehre vom heiligen Abendmahl am wenigsten verstanden.

„Ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text ist zu gewaltig und will sich nicht lassen aus dem Sinn reißen," sprach Luther in der Kraft des Glaubens, nach wahrhaftiger Gemeinschaft mit dem erhöhten Gottessohne ebenso sehnlich dürstend, wie in demütigem Gehorsam an das klare Wort der Schrift sich haltend. „Und was ich nicht begreife oder ganz verstehe," stritt Zwingli dagegen, „kann und will ich nicht annehmen." Er wußte nichts von jenem unaustilgbaren Verlangen nach Gottes Gnade, nichts auch von diesem schlichten Gehorsam des Glaubens, sondern blieb bei dem stehen, was seine verständige Betrachtungsweise an den Ufern der göttlichen Offenbarung entdeckte.

So wurde für Zwingli das Abendmahl zu einer bloßen Erinnerungsfeier im Kreis der Gemeinde. Sie konnte durch den andächtigen Blick auf den Gekreuzigten erbauen und namentlich das Band des Friedens und der Liebe unter den einzelnen Gemeindegenossen von neuem befestigen. Dieser Segen hing aber von den Teilnehmern selbst ab. Sie mußten das Meiste thun und konnten auch leer ausgehen, wenn ihre Seele nicht in der rechten Verfassung stand, um den Flug nach Golgatha zu unternehmen.

Anders dagegen Luther. Für ihn war und blieb das Nachtmahl Christi ein gnadenreiches Sakrament, den armen, betrübten Gewissen zu Heil und Trost eingesetzt. Er verehrte in ihm die unergründliche Leutseligkeit seines himmlischen Heilandes, der sich den Seinen unter den äußern, sichtbaren Zeichen zu eigen giebt, sie der Vergebung ihrer Sünden, wie aller göttlichen Güte und Wohlthat versichert und dabei doch nichts anderes von ihnen fordert als den Glauben, der, arm im Geist, verwundet und zerschlagen im Herzen, seine offene Hand nach dem Brot des Lebens ausstreckt.

Brenz konnte dem Streit nicht entgehen. Er suchte ihn wohl nicht. Wie er ihm aber angeboten ward, wich er nicht aus.

Ökolampad — wir erinnern uns seiner als des verehrten Lehrers des einstigen Studenten auf der Heidelberger Hochschule — gab eine Schrift heraus, darin er mit viel Gelehrsamkeit und mit Geschmack den Zwinglischen Irrtum verteidigte. Er sandte sie seinen „geliebten Brüdern in Christus, den christlichen Predigern in Schwaben".



Johannes Ökolampadius.

Brenz mußte antworten. Oder sollte die Dankbarkeit gegen den geliebten und teuern Mann ihn hindern, dahin zu treten, wo er die Wahrheit sah? Oder die Furcht, daß man sagen könnte, er wolle alles besser wissen? Oder die Lästerungen der Gegner, durch die am Ende seine Gemeinde an ihm irre gemacht würde? Er redete erst mit Gott und dann mit seinen Amtsbrüdern. Das Ergebnis ihrer Besprechung war jenes Büchlein, genannt Syngramma.

Ökolampad muß selbst bekennen, daß kein Gebot der Höflichkeit darin übertreten ist. Und der trostreiche Glaube, daß Jesus Christus im Abendmahl seinen Leib und sein Blut den Seinen schenkt, ward ungetrübt bewahrt. So gelang es Brenz, wahr zu sein in der Liebe.

Von nun an, so oft evangelische Fürsten oder Theologen zusammenkamen, um in Sachen des Evangeliums Rates zu pflegen, fehlte Brenz nimmer darunter.

Sehr hart trug an dem Zwiespalt unter den Evangelischen der Landgraf Philipp von Hessen, ein Fürst von feurigem Gemüte und von weit aussehenden Gedanken. Er dachte bei sich, die Feder ist spitzig und die Buchstaben auf dem Papier sehen einen so kalt und starr an. Wie wäre es, wenn die Führer im Streit sich Auge in Auge sähen und die brennenden Fragen freundschaftlich miteinander besprächen?

Seine Freude war groß, als endlich Luther und Melanchthon ihre Bedenken fahren ließen. Auch an den Rat zu Hall ward ein Schreiben gesandt, zu diesem nützlichen und nötigen Werk ihrem berühmten Prediger Urlaub zu geben.

Im Oktober 1529 trat man zu Marburg zusammen. Königlich bewirtete der Landgraf seine Gäste. Erst hielt man Vorbesprechungen. Dabei hatte der kluge Fürst Sorge getragen, daß nicht zwei harte Steine zusammenkämen. Der energische Luther sollte sich mit Ökolampad und der scharfe Zwingli mit Melanchthon auseinandersetzen.

Es kam der Haupttag. Luther schrieb auf den Tisch vor ihm das Wörtlein: „Est, das ist mein Leib,“ damit er nicht wanke und weiche. Brenz griff in das Gespräch nur einmal ein. Wenn Christus, bemerkte Zwingli, in den Himmel aufgefahren, sein Leib im Himmel sei, könne er nicht auch im Brot sein. „Saget doch,“ wandte er sich an Brenz, „ob der Leib Christi an einem Ort sei.“ „Er ist ohne Ort,“ antwortete dieser, worauf auch Luther zugab, daß Christi Leib im Sakrament nicht auf räumliche Weise zugegen sei.

Das mochte immerhin ein Erfolg des Gespräches sein, daß man doch über vierzehn Punkte einig wurde, und daß beide Teile das feierliche Versprechen gaben, sich christliche Liebe zu erzeigen und sanfter miteinander zu fahren.

Wer weiß, wozu es gut war, daß der Landgraf nicht mehr erreichte! Ihm träumte schon lange von einem Bund aller Evangelischen zum Sturze

des Papsttums, und Zwingli war von sich aus auf ähnliche Gedanken gekommen. Er hatte, wie Luther im Innersten fühlte und offen sagte, „einen andern Geist“ als die Wittenberger. Die waren „Narren um Christi willen“ (1. Kor. 4, 10) geworden und hätten lieber sterben als das Schwert wider den Kaiser ziehen mögen. Hätte der Landgraf erlangt, was er wollte, es wäre vielleicht mit dem Evangelium bald vorbei gewesen.

Unser Brenz aber hatte es nicht zu bereuen, daß er nach Marburg gekommen war, traf er doch seinen Vater in Christo dort. Nach elf Jahren sah er wiederum D. M. Luther. Unvergeßliche Stunden eines fruchtbaren Zusammenseins verlebte er.

Mit innerer Herzensfreude sah er dort auch noch einen andern, durch viel Unglück geläuterten Mann. Später sollte er diesem Manne noch manchen Dienst leisten und manchen Dienst von ihm empfangen. Seinen Namen werden wir später erfahren.

Reich am Herzen kehrte Brenz nach Hall zurück und führte mit Eifer sein herrliches Predigtamt.

Die Zeit war ernst geworden. Die Türken standen vor Wien. „In vierzig Tagen können sie bei uns sein.“ Man ließ sichs nicht arg anfechten. Da erhebt Brenz seine warnende Stimme. Vor Hunderten redete er in Skt. Michael. Doch zu Tausenden drang sein Wort. Die Predigten wurden gedruckt und mit einem Vorwort Luthers herausgegeben.

Ein heilsamer Schrecken zitterte durch die Versammlung. Schon wenn Brenz mit seiner lauten Stimme, der man den Ernst für Gott und heilige Liebe für sein Deutschland wohl anmerkte, als Text die Geschichte von der Sündflut und von Sodoms Untergang und von den Lustgräbern in der Wüste las, wirkte dies mehr als manche lange Rede.

„Beispiele,“ sagte er sich, „sind für das menschliche Herz, was die brennende Fackel für den Zunder. Wenn stumme Bildsäulen und Gemälde großer Männer zur Nacheiferung reizen, wie vielmehr die Beispiele aus der heiligen Geschichte, diese lebenden und redenden Statuen! Nirgends hat der Herr seinen Ernst wie seine Gnade deutlicher geoffenbart als in Beispielen.“

Wenn eine Predigt gut ist, weil sie Erfolg aufzuweisen hat, so sind es diese Predigten gewesen. Der Rat ließ ein Verbot der öffentlichen Hochzeiten, Tänze und Zechen ausgehen. Und mit Eifer kam das Volk zur Kirche, die Litanei mitzubeten, die Brenz verfaßt hatte. Ihr kennet sie auch. Sie wird noch an jedem Bußtag in Württemberg gesprochen.

Es kam das Jahr 1530. Da wurden Pilatus und Herodes wieder einmal Freunde. Der Papst krönte Karl V. als römischen Kaiser. Was soll das aber uns? Auch wir können diese Jahreszahl nicht nennen hören ohne freudiges Gefühl. Man darf nur zwei Worte aussprechen: „Augsburgisches Glaubensbekenntnis“, und jeder weiß, was gemeint ist.

Auf 8. April hatte der Kaiser einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben wegen der Türkennot und zur Beilegung des Zwiespalts in Sachen der Religion. Er selbst wollte zugegen sein. Zum erstenmal wieder, daß er Deutschland betrat, neun Jahre nach jenem Reichstag zu Worms.

Wie es zu Augsburg herging, kann uns der Haller Pfarrherr Isenmann erzählen. Dem schrieb Brenz alles genau. Der Markgraf Georg nämlich wollte nicht ohne seinen lieben getreuen Ratgeber auf dem Reichstag erscheinen und hatte ihn so nach Augsburg mitgenommen.

Wir klopfen also im Haller Pfarrhaus an einem Juniabend des Jahrs 1530 bescheiden an und werden in die große Stube gewiesen. Dort unterhält sich Isenmann mit seinen Amtsgenossen. Wir dürfen uns zu ihnen setzen. Bald nach uns erscheint Michael Gräter, der Pfarrer an Skt. Katharina in Hall. Er kam über den Kocher herüber und erzählt, daß es an dem südwestlichen Himmel wetterleuchte.

„Wißt Ihr Neues aus Augsburg?“ fragt er dann Isenmann.

„Dort will auch ein Gewitter aufziehen,“ sagt er ernst. „Gott wende alles zum Besten! Der Kaiser ist, wie unser lieber Freund schreibt, nach Augsburg gekommen.“

„Doch endlich! Hat er sich freundlich gegen unsern Fürsten bezeigt?“

„Hat er viel Italiener Bischöfe um sich?“

„Wird er so entgegenkommend sein, als es im Ausschreiben des Reichstags scheint?“

„Ach, wenn nur die Welschen nicht wären! Die summen ihm um die Ohren wie Bremsen, so daß er nicht thun kann, wie er will.“

So tönts durcheinander.

„Eins nach dem andern,“ sagt Isenmann. „Wisset nämlich,“ spricht er zu uns, „unsere Fürsten und Theologen, die schon länger in Augsburg sich aufhalten, gaben sich großer Besorgnis hin, als sie hörten, daß der Kaiser vier Monate lang Gast des Papstes gewesen war, und als sie merkten, wie es ihm gar nicht zum Reichstage pressiere. In Innsbruck, in München, überall, wo man gut katholisch ist, blieb er hängen.

„Unsere Theologen sind indessen nicht müßig gewesen. Sie arbeiten mit Gewissenhaftigkeit an einem Bekenntnis, das die Fürsten dem Reichstag wollen vorlegen lassen. Auch mit den Gegnern sind sie schon hie und da zusammengestoßen. So wurde unserem Brenz die hohe Ehre zu teil, mit einem Cochläus — der war damals Domherr zu Meißen — sich unterreden zu dürfen. Melanchthon nahm ihn mit, weil Cochläus mit keinem verheirateten Priester sich unterreden mochte. Sie haben ihn aber so zahm gemacht, daß er jetzt alle ankommen läßt.“ — Wir lächeln.

Überdem entfaltet Isenmann den Brief, den er heute Mittag empfangen hat, und liest:

„Da Du begierig auf Nachrichten bist, will ich die Begebenheiten der Reihe nach erzählen. Kaiser Karl zog am Abend vor dem Fronleichnamsfest zwischen acht und neun Uhr hier ein. Siebenzehn Fürsten gingen ihm voran. Dann kam er reitend auf einem herrlichen Schimmel, in einer von Edelsteinen schimmernden Kleidung, unter einem Thronhimmel, den die Augsburger Ratsherrn mit unbedecktem Haupt trugen. Und hinter ihm kamen wieder Fürsten und Grafen und Gesandte und ein langer Zug von deutschen, spanischen, italienischen Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten. Dann das Kriegsvolk von Augsburg zweitausend Mann.“

Unwillkürlich werden Ausrufe der Verwunderung laut. Da beginnt auf Skt. Michael die Abendglocke zu läuten und Isenmann betet: „Gelobet sei der Herr, daß er uns nicht giebt zum Raub in ihre Zähne. Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel aus dem Strick des Voglers. Der Strick ist zerrissen und wir sind los. Unsere Hilfe stehet im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Ps. 124, 6—8.

Still in Gedanken sitzen wir eine Weile. Dann liest Isenmann weiter: „Zugleich mit ihm hielt König Ferdinand und der päpstliche Legat Kardinal Campegius seinen Einzug.

„Sogleich, nachdem der Kaiser mit seinem Bruder Ferdinand in sein Gemach getreten war, noch in derselben Nacht, ja in derselben Stunde rief er unsere Fürsten, den Kurfürsten von Sachsen, Markgraf Georg und den Landgrafen von Hessen zu sich, um sich mit ihnen ‚zu besprechen‘.

„Unsere Fürsten müssen furchtlos und treu ihrem Gott sich erwiesen haben. Auf keine Forderung des Kaisers gingen sie ein. Sie sollten das Predigen einstellen. Sie können nicht um des Gewissens willen. Man gab ihnen Bedenkzeit bis zum andern Morgen.

„Es ist nicht recht, sie des Evangeliums zu berauben. Überdies ist ihre Sache noch nicht verurteilt, sondern soll erst untersucht werden. Einer that sich vor andern hervor.

„Während König Ferdinand, der Führer des kaiserlichen Wortes, wiederholt darauf bestand, daß sie dem Begehren des Kaisers Folge leisten sollten, erwiderte in Gegenwart des Kaisers und Ferdinands der Markgraf Georg ebenso einfach als hochherzig: ‚Eh' ich mir will das Wort Gottes nehmen lassen und meines Gottes verleugnen, ehe will ich jetzt niederknien und mir den Kopf lassen abhauen.‘ Darüber Kaiserliche Majestät gesagt: ‚Ei, nit Kopp a!‘“

„Ach Gott, er spricht noch immer kein ehrlich Deutsch,“ wirft einer ein.

„Aber das ehrliche Deutsch des Markgrafen,“ sagt Isenmann, „und den kerndeutschen Spruch des Landgrafen von Hessen, Kaiserlicher Majestät Gewissen sei kein Herr und Meister über ihr Gewissen, hat er wenigstens verstanden.“

Auch die Forderung, bei der Fronleichnamsprozession den Kaiser zu begleiten, wiesen die Fürsten zurück, obwohl in ehrerbietigen Ausdrücken, wie sich denn Gehorsam in äußern Dingen ziemt. Der Kaiser zeigte sich sehr unzufrieden. Doch nahm die Sache einen bessern Anfang, als man dachte. Hört nur aus dem Brief, was wegen der Predigten beschlossen wurde:

„Der Kaiser allein soll die Vollmacht haben, einige unparteiische Prediger aufzustellen. Alle sind daher in gespannter Erwartung, wen der Kaiser berufen werde. Wir erwarten ein Unding. Gebe Gott, daß Seine Ehre gefördert werde!

„Der Anfang des Reichstages ist nun auf den morgenden Tag festgesetzt — das wäre der 20. Juni gewesen —. Es wird die Messe vom Heiligen Geist gesungen werden. Aber viele besorgen, der Heilige Geist werde, wenn ihm sein Wagen, das Wort Gottes, fehle, nicht nach Augsburg kommen können.“

Brenz wollte nun auch den Unparteiischen hören und ging zur Kirche. Ihr kennt seinen Humor.

„Mit gespitzten Ohren,“ schreibt er, „standen wir da. Aber wir hörten nichts als den nackten Text des Evangeliums. Da hast Du einen Prediger, der weder evangelisch noch papistisch ist, sondern ein bloßer Textleser.“ — Alle lachen.



Kaiser Karl V. im einunddreißigsten Lebensjahr.

„Von der Predigt gehts zum Meßopfer. Es wird mehrstimmig gesungen, die Orgel gespielt, das Volk läuft zusammen. Man sieht hier Franzosen, Spanier, Neger, ja selbst Negerinnen, Italiener und auch Türken oder sogenannte Stratioten. So leben wir hier recht in der Welt. Wollte Gott, wir wären aus der Welt! Lebe wohl!"

„Am gleichen Tage," das schreibt Brenz in diesem andern Brief, „wurde übrigens im Chor des Doms von einem aus der päpstlichen Gesandtschaft gepredigt. Der Markgraf, der gut lateinisch versteht, erzählte Brenz, — dieser konnte vom Schiff aus wohl das Geschrei, aber nicht Worte verstehen — der Inhalt sei gewesen: Solls Friede werden, dann weg mit den Ketzern!"

„Sieh, mein lieber Isenmann," heißt es hier, — laßt mich aber ans Fenster treten, es dunkelt zu stark, und, wie ihr wißt, hat Brenz zwar eine kräftige Hand, pflegt aber die Buchstaben in die Länge zu ziehen und darum die kleinern zu gleichförmig zu machen — „sieh, was nicht jene blutdürstigen Schurken im Schilde führen. In demselben Maß, als sie ihre papistischen Fürsten zu blutigen Kriegen anstiften, halten wir es für nötig, unsere Fürsten vor unzeitigen Gewaltschritten zurückzuhalten.

„Fahren sie fort, so fürchte ich, daß die Unsern, indem sie nicht auf den Ruf ihrer Warner achten, sich von ihrer Leidenschaft jählings fortreißen lassen. Denn nur mit Not, was ich Dir im Vertrauen sage, halten sie sich bis jetzt in den Schranken. Flehe doch mit der Kirche fleißig zur göttlichen Barmherzigkeit! Denn wir alle, die wir hier versammelt sind, hegen mehr Vertrauen zu dem Gebet unserer abwesenden Brüder als zu allen unsern Ratschlägen und Bemühungen."

„Wenn wir jetzt gute Nacht sagen, so wissen wir, was wir zu thun haben." Also erzählte Isenmann.

Am 25. Juni nachmittags zwei Uhr durften endlich die Evangelischen ihr Glaubensbekenntnis vortragen, freilich nicht vor versammelten Ständen des Reichs, sondern nur im bischöflichen Palast.

Draußen auf der Straße stund eine Menge Volks und hörte freudig mit an, was der kursächsische Kanzler Beier mit lauter, bewegter Stimme vorlas. Das waren herrliche Stunden für jedes evangelische Herz!

Der Kaiser beauftragte alsbald seine Gelehrten, eine Widerlegungsschrift abzufassen. Sie geriet aber so lang und ungeschickt, daß der Kaiser selbst viele Blätter herausschnitt und sie ein paarmal seinen Theo-

logen zur Verbesserung zurückgab. Diese konnten sich indessen nur wenig Dank erwerben. Man schämte sich, daß man nicht Männer fand, die wenigstens mit Klugheit und Anstand Antwort geben konnten. Als die Widerlegungsschrift dem Kaiser besser gefiel, wurde sie gleichfalls vorgelesen.

Der Kaiser schlief dabei, wie er auch beim Vorlesen des evangelischen Bekenntnisses geschlafen hatte. „Er hielt sich also neutral," scherzt Brenz in einem vertraulichen Briefe. Dagegen erklärte man den Evangelischen: Ihr seid nun widerlegt, fügt euch!

Glauben sollten die Evangelischen, was in der Widerlegungsschrift stand, und doch wollte man sie ihnen nicht einmal in die Hand geben, daß sie auch wüßten, was sie glauben müssen. Es war ein Spiel, wie das der Katze mit der Maus.

So kam es, daß die Unsern oft kleinmütig und verzagt waren. Melanchthon und Brenz weinten viel zusammen. Namentlich jener konnte es nicht fassen, daß durch das Evangelium sollten Krieg und Blutvergießen entstehen.

Einer nur war getrost. Je größer die Gefahr wurde, desto stärker ward sein Glaube. Der saß aber, weil des Kaisers Zorn zu fürchten war, fern von den Unsern auf Schloß Koburg und sah dort von seinem Fenster aus dem Reichstag der Dohlen zu, wie sie mit großem Geschrei über einen Kriegszug gegen die Gerste verhandelten, bis sie des Jägers Bolzen auseinanderjagte.

Er sah dort täglich auch zwei Wunder, das Himmelsgewölbe mit all seinen Sternen, das ohne Säulen feststeht, und die schweren, dicken Wolken, die trotzdem, daß kein Auge einen Boden sieht, darauf sie ruhen, noch eine Kufe, darein sie gefaßt sind, nicht herabstürzen. Im Aufblick zu dem Allmächtigen, der Himmel und Erde in seiner Hand trägt, tröstete er darum seine Freunde so liebreich, wie nur immer ein Vater sein erschrockenes Kind besänftigen mag.

Das war eine Freude, als einmal ein Bote bei Brenz Einlaß begehrte und er schon an der Adresse des Briefes Luthers Hand erkannte.

Freudig bewegt las er: „Gnade und Friede in Christo! Aus Deinem und Melanchthons und anderer Briefe ersehe ich, daß auch Du, mein lieber Brenz, in ähnlicher Bekümmernis in jener Versammlung der Abgötter bist. Freilich geht Dir Melanchthons Beispiel so nahe. Denn er ist für die Ruhe und den gemeinen Frieden besorgt, zwar in der besten

Meinung, aber mit unklugem Eifer. Als ob unsere Vorfahren durch ihre Sorge zu stande gebracht hätten, daß wir sind, was wir sind, und nicht vielmehr allein die Weisheit Gottes.

„Dem Eli dünkte es, das Königreich Israel stürze völlig zusammen, als die Bundeslade weggenommen war. Und so stürzte er selbst vielmehr, und das Reich fing jetzt erst an, recht zu blühen. Und als die Papisten Johann Huß verbrannt hatten, so war nichts gewisser, als der Papst werde nun selbst Gott werden, während er doch nie vorher so verachtet war als von jenem Tag an.

„Das schreibe ich Dir, ob vielleicht Melanchthon, von Dir und andern bewogen, aufhört, sich dünken zu lassen, er sei Richter der Welt, das ist, sich selbst zu kreuzigen. Ich wahrlich werde, wenn ich von den Papisten totgeschlagen werde, unsere Nachkommen tapfer verteidigen und mich stärker rächen, als mir lieb ist. Denn ich weiß, daß einer sein wird, der sagt: ‚Wo ist Dein Bruder Abel?‘

„Der, der mich erschaffen hat, wird der Vater meines Sohns, der Gatte meines Weibs, der Vorstand meiner Bürgerschaft, der Prediger meiner Gemeinde sein, und dies besser, als ich es bin. Ja gerade besser, wenn ich tot bin, als zu meinen Lebzeiten, weil ich ihn mit meinem Leben hindere.

„Das glaub' ich, und obgleich der Glaube schwach ist, glaub' ich doch. Aber was rede ich von solchen Dingen mit Dir, der Du — hier hielt der Leser inne und las das Weitere still für sich — durch Gottes Gnade in allen Dingen größer bist als ich? Allein ich habe es auf allerlei Weise versuchen wollen, ob Melanchthon, der meint, ich sei ein Mensch und meine Worte schlechte Menschenworte, und sich daher wenig daran kehret, wenigstens durch Euch, die er für Männer Gottes halten muß, bekehrt werden mag.

„Und ob wir auch der Verachtung wert sein mögen, so soll man doch die Psalmen, die Apostel und Christum selbst nicht verachten, welche uns mit so vielen Reden bestürmen, trösten, lehren, in uns dringen: Seid getrost, hoffet, seid männlich und stark! Glauben wir ihnen nicht, so werden wir auch nicht glauben, wenn alle Engel kommen.“

Brenz schrieb zur Antwort: „Wenn ich einem auf Erden zu Dank verpflichtet bin, so bist Du es. Fahre fort, mein Vater, uns in unserer Anfechtung zu trösten! Wegen Melanchthons sei nicht in Sorgen. Er ist tief bekümmert, aber sein Kummer treibt ihn zu desto kräftigerem

Gebet. Wie würde man beten, wenn nicht Kummer auf uns lastete? Wie den Glauben durch die Verheißungen stärken, wenn der Glaube nicht durch Anfechtungen geprüft würde? Hoffe daher das Beste von Philippus! Er hat von Haus aus den heiligen Geist zum Tröster, so daß er meiner Ermahnung als eines schwachen Menschen nicht bedarf."

Ihr dürft unsere Theologen nicht Schwarzseher nennen. Der Kaiser konnte ein evangelisches Herz mit seinen Gewissensbedenken und seiner Glaubensfreudigkeit nur schwer verstehen.

Man erzählt, daß er sich in dem Kloster, in dem er die beiden letzten Jahre seines Lebens zubrachte, bemüht habe, zwei Pendeluhren in übereinstimmenden Gang zu bringen. Die Erzählung soll erdichtet sein, aber sie stellt des Kaisers Wirken trefflich dar. Das wollte Karl V., die Gedanken und Gewissen seiner vielen Millionen Unterthanen in e i n e Form bringen.

In den Niederlanden hat er über fünfzigtausend Evangelische hinrichten lassen. Daß er in Deutschland mit den Protestanten als Gleichberechtigten unterhandelte, geschah aus kluger Berechnung. Jetzt zum Kampf gegen die Türken brauchte er doch auch ihr Geld und ihre Soldaten. Ein andermal konnte er sie geschickt gegen den Papst ausspielen.

In Augsburg hieß es, es sei ein Gewaltstreich gegen die Evangelischen geplant. Der Landgraf verließ heimlich die Stadt. Der Kurfürst traf Anstalt zu seiner Verteidigung. Der Kaiser ließ die Thore schließen. Lärm erfüllte die Straßen. Brenz schlief in dieser unruhvollen Nacht ganz ruhig.

Als es sich herausstellte, daß der Landgraf wirklich entkommen war, nahmen die Römischen wieder eine freundlichere Miene an. Sie fürchteten, der Landgraf werde nicht für immer Abschied genommen haben, sondern bald wiederkommen und die Stadt etwas unfreundlich grüßen. Er war ein hitziger Herr.

Nach des Kaisers Willen wurde nun ein Ausschuß eingesetzt, um über die streitigen Punkte Vorschläge zur Vermittlung zu machen. Brenz durfte dabei nicht fehlen. Melanchthon, der auch in diesem Ausschuß saß, giebt ihm das schöne Zeugnis, er habe ihn lieber denn jeden andern bei sich im Concilio, das heißt, bei den Beratungen, denn da wäre Verstand und Beständigkeit, Rat und That bei einander.

Aber Vermittler zu sein ist ein heikles Geschäft. Man macht es leicht keiner der Parteien zu Dank. Weil Melanchthon und Brenz in Nebendingen gern nachgaben, um in der Hauptsache desto fester zu stehen,

mußten sie die schlimmsten Vorwürfe hören. Es hieß sogar, sie seien bestochen worden. Ganz ärgerlich schrieb der Nürnberger Abgeordnete Baumgärtner heim an den Rat der Stadt: „Der einige Schnepf hat noch einen Schnabel, christlich und beständiglich zu singen.“ Er that dabei Brenz unrecht. Wenn es galt, redete dieser und schwieg nicht.

Einmal wurde von Dr. Eck eine Stelle aus Luthers Schriften angeführt, die sehr kühn und gewagt, aus dem Zusammenhang gerissen vielleicht gar unchristlich lautete. Melanchthon wurde rot. Der Kurfürst Johann sagte zur Entschuldigung, vor zehn Jahren schon möge das Luther geschrieben haben. Die Katholiken triumphierten. Schnepf und Brenz aber erklärten feierlich: „Wir sind nicht hier, Luthers Schriften zu verteidigen, wir kämpfen für unsern Glauben.“

Wohl gesprochen, ihr zwei evangelischen Männer. Vor Luthers Schriften mögen die Gegner sich nicht fürchten. Vor Luthers Glauben, der neu in uns auflebt, müssen sie weichen.

Einen andern katholischen Theologen hat Brenz einmal schlagfertig heimgeschickt. Man disputierte über die Anbetung der Heiligen. Hochmütig sagte Cochläus, in solchen Sachen wissen die Ketzer nichts, man müsse die Mutter-Kirche fragen und die sage, ja, betet zu den Heiligen. „Wenn aber der Vater,“ — das ist Christus — „nein sagt?“ warf Brenz dazwischen.

Cochläus ward ganz verlegen und konnte nur vor sich hin murmeln: „So, der Vater, so, so, der Vater.“

Die Mühe war alle vergeblich. Mit Recht rief Luther den Freunden zu: „Der Papst will nicht, Luther will nicht. Heim, heim!“ Am 22. September wurde der Reichstag geschlossen.

Brenz besuchte noch die Abgesandten seiner Heimat, stärkte sie im Glauben und gab ihnen den Rat, den Reichstagsabschied nicht anzunehmen. Sie folgten. Die Haller waren jetzt mutiger als Anno 1529, wo sie auf dem Reichstag zu Speyer nicht mit protestiert hatten.

Am 1. Oktober verließ Brenz den Boden Augsburgs, der für die Evangelischen so heiß geworden war. Mit ihm saß die Sorge zu Pferd. Aber keine gemeine Sorge, sondern die Sorge, die nur ein edles Herz ergreift, die bald im gläubigen Gebet sich kundgiebt: „Dein Name werde geheiligt! Dein Reich komme!“ und nicht eher ruht, als bis sie mit frohem Dank und Jubelruf schließen darf: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.“

IV.

Was geschah, als Brenz nach Hall zurückgekehrt war, und wie er unserem Würktemberg die ersten Dienste leistet.

Brenz eilte heimzukommen. Aber als er zum erstenmal wieder auf seiner Kanzel stand und die alten lieben Gesichter vor sich sah, mußte er strafen. Nicht, als ob er eine Freude am Schelten gehabt hätte, nur die Liebe drang ihn. Denn schon ein Kind kann begreifen, daß Sünde verdecken und vertuschen nur wie Liebe aussieht, nicht Liebe ist.

Seine Haller konnten offenbar die lange Abwesenheit ihres geistlichen Vaters nicht ertragen. Die Kirchen wurden nicht mehr so fleißig besucht. Leichtsinn und Üppigkeit schienen wieder die Oberhand zu gewinnen.

„Seid ihr auf des Brenz Namen getauft?“ mochte er da gepredigt haben. „Oder ist Brenz für euch gekreuzigt und gestorben? Habe ich jemals Ehre für mich gesucht? Kann mein Name vor Gott euch helfen? Es ist in keinem andern Heil als in Christo. Mir thuts bitter weh, wenn ihr mich lieber hören wolltet als Ihn. Und predigen die andern Diener eurer Kirche nicht etwa Ihn, den einzigen Mittler? Was tadelt ihr an dem einen rauhe Stimme, an jenem derbe Sprache, an einem Dritten langsamen Fluß der Gedanken? Darüber, daß ihr wieder etwas von Jesu, eurem Heiland höret, solltet ihr billig alles andere vergessen!“

Brenz war wieder daheim. Hatte er aber ein Heim? Ein Haus besaß er wohl zu Hall, das dem Ankommenden gastlich seine Thür öffnete, um ihn treulich gegen Wind und Regen zu schützen. Aber das Beste fehlte noch im Haus. Keine Hausfrau hatte die Tage gezählt, die so langsam vergingen, bis er endlich wieder zurückkehrte. Kein herzliches

Grüßgott tönte ihm, als er eintrat, entgegen. Nur toten Widerhall weckte sein Schritt in den dunklen Kammern und Gängen.

„Wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen," sagt die Bibel. Brenz kannte den Spruch auch. Und weil denn dies Glück nicht zu erjagen ist, wartete er gerne, bis es ihm Gott bescherte. Wir wissen, Cochläus und ein andermal ein noch viel größerer Herr, der Kardinal Campegius, hatten zu Augsburg ihn, den unverheirateten Priester, hoch gelobt. Ihr Lob kam gerade noch recht. Denn gegen Ende desselben Jahrs 1530 verlobte sich Brenz.

Die Schwester des Pfarrers Gräter, die Witwe eines Haller Ratsherrn Wetzel, war ihm lieb und teuer geworden. Von Augsburg aus läßt er einmal die von ihm hoch geschätzte Witwe grüßen. Ein andermal schreibt er an seinen Freund Isenmann auf dessen Neckerei hin: „An das Heiraten kann ich gegenwärtig nicht denken. Kaum kann man selbst leben, wie wollte ich an den Ehestand denken? Du weißt, wie ich jene Witwe, von der Du mir schreibst, ihrer ehrbaren Sitten wegen immer sehr hoch hielt. Aber wie leicht bringe ich das Verbot der Priesterehe mit nach Hause! Doch davon später mündlich, wenns der Herr will!"

Indessen das Gewitter, das zu Augsburg schon heftig zu donnern begonnen, verzog sich wieder. Die Aussichten wurden wieder hell und freundlich. Brenz wagte es, um die Hand seiner Margarete anzuhalten, und schloß mit ihr den Ehebund. Siebzehn Jahre lang haben sie treulich zusammengehalten. Margarete schenkte ihrem Mann sechs Kinder, von denen ein Sohn und zwei Töchter den Vater überlebten. Der Sohn wurde später Professor in Tübingen.

Und wenn nun gleich Melanchthon einmal scherzt, seit Brenz verheiratet sei, könne man gar keinen Brief mehr von ihm erhalten, oder wenn der neue Hausvater in einem Schreiben aus jener Zeit die Frau des Adam Weiß, Pfarrers in Crailsheim, bittet, seiner Frau um einen Gulden Butter zu überkommen: Brenz vergaß über den häuslichen Freuden und Sorgen seines Berufes in keinem Stück.

Auch Margareta wußte, als sie ihm die Hand reichte, daß ihr der große Mann nicht ganz allein gehören könne, und murrte nicht, wenn einmal eine dringende Angelegenheit ihn vom Essen fernhielt, sondern war auch zufrieden, daß sie oft Wochen, ja Monate lang mit ihren Kindern allein bleiben mußte. Sie sagte sich, daß der treue Vater sie und die Kinder in seinen Gebeten nicht vergesse, und schickte ihm ihre Gebete nach. So kamen sie täglich doch zusammen vor Gottes Thron.

Nun ist es aber an der Zeit, daß ihr erfahret, wer der Mann war, den Brenz Anno 1529 in Marburg getroffen hatte. Er freute sich, wahrnehmen zu dürfen, daß dieser Mann, durch die Schule des Unglücks gebessert, eine heiße Liebe zu Gott und seinem Evangelium im Herzen trug. Er freute sich, ihm sagen zu können, daß man im Land Württemberg, obwohl es verboten, von niemand anders lieber spreche als von ihm und dem Evangelium.

Der Mann war Württembergs unglücklicher, vertriebener Herzog Ulrich. Er hat schwer gefehlt, er hat auch schwer gebüßt. Weil er ein hartes Holz war, dacht' unser Herrgott, aus dem läßt sich etwas Tüchtiges machen und nahm ihn in seine Zucht. Die war scharf, aber nicht vergeblich.

Im Jahr 1534 gewann der Herzog sein Land wieder. Mit Freuden nahm Württembergs treues Volk den angestammten Herrn auf. Die Kinder sangen:

„Der Herzog ist gekommen,
„Er liegt nicht weit im Feld,
„Er hats dem Feind genommen,
„Er bringt 'nen Sack voll Geld."

Das war nun freilich nicht ganz wahr. Denn der Herzog brachte nur Schulden, aber doch auch, was besser ist als Geld, das seligmachende Evangelium.

Alsbald nach seinem Einzug wurden in Stuttgart zwei evangelische Predigten gehalten und die Reformation des Landes in Angriff genommen. Die Sache ging nicht so leicht, als Ulrich dachte. Er hatte freilich angeordnet, wer einmal nicht zur Kirche kommt, zahlt einen Gulden, wer zweimal nicht, zwei, und wer sich dadurch nicht warnen läßt, wird vier Tage in den Turm gesteckt. Aber „wider einen Geist läßt sich nicht hauen noch stechen", sagt D. Luther, auch wider einen bösen nicht.

Weiter war sehr mißlich, daß das Land ob der Steig, wie man damals sagte, — wenn ich recht daran bin, ist die Stuttgarter Weinsteige gemeint — die südliche Hälfte, zwinglisch, das Land unter der Steig aber, der Norden, lutherisch gerichtet war. Für beide Landesteile berief der Herzog Reformatoren, für Tübingen Blaurer aus Konstanz, für Stuttgart Schnepf von Heilbronn. Ihnen aber fehlte die rechte Einigkeit und damit auch der gesegnete Fortgang ihres Werks.

So wurde denn Brenz gerufen. Ihm brachten beide Teile das größte Zutrauen entgegen. Und sein Grundsatz, im Notwendigen Einheit,

sonst Freiheit und überall Liebe, half auch diesmal durch. In dieser Zeit hat Brenz unserem Volk den Katechismus geschenkt.

Noch ehe Luther an die so gering scheinende und doch recht schwere Aufgabe ging, zu zeigen, „wie ein Hausvater die Gebote, den Glauben u. s. w. seinem Gesinde aufs einfältigste vorhalten soll“, hatte der Haller Reformator „Fragstücke des christlichen Glaubens“ herausgegeben. Sie erwarben sich manchen Beifall. Jetzt schloß sich Brenz enger an Luther an, damit nur sein eigenes Gebot befolgend, das er in der Haller Kirchenordnung den Pfarrern gab, sie möchten sich, um die Einfältigen nicht zu verwirren, einer einförmigen, christlichen Predigt befleißigen. Nur die Hauptstücke des Katechismus beließ er in der früheren Reihenfolge. Ihr wißt ja, Brenz beginnt mit der Taufe, nicht, wie Luther, mit den zehn Geboten.

Auch wir sind nach diesem Büchlein unterrichtet worden und, statt zu meinen, nun über den Katechismus hinausgewachsen zu sein, stellen wir uns lieber unter ihn und fangen aufs neue an, uns zu fragen: „Welches Glaubens bist Du?“ und zu lernen, was das heißt: „Ich bin ein Christ.“ Ob wirs wohl je auslernen?

Zu Tübingen ist die Hochschule des Landes. Daß hier alles recht stehe, sagte Brenz dem Herzog, sei eine Hauptsache. Von hier aus soll das Volk mit tüchtigen Leitern, Lehrern und Richtern versorgt werden. Wenn aber die Quelle schon trüb und schlammig fließe, wie können da die Bächlein klares Wasser haben? Die Rede gefiel dem Herzog wohl. Er sprach: „Wie sollten wir einen bessern Mann finden als Dich?“

Zu den Bitten des Herzogs gesellten sich die Mahnungen Melanchthons.

„Der durchlauchtigste Fürst wollte, daß ich Dir schreiben und den Zustand der hohen Schule schildern solle. Obwohl wir wußten, daß Du allzu anhänglich an Deine Mitbürger bist, als daß Du Deine Gemeinde auf immer verlassen könntest, so läßt Dich doch der Herzog bitten, ein Jahr in Tübingen zu verweilen, bis man inzwischen einen andern tüchtigen Professor ausfindig macht und die Schule wieder einen bessern Namen bekommt.

„Bedenke, wie viel Du im ganzen Herzogtum der Kirche nützen kannst. Du kannst der Wissenschaft wieder aufhelfen, die hohe Schule in Flor bringen und manchen Ärgernissen steuern. Ich weiß ganz gewiß, wie sehr



Herzog Ulrich von Württemberg.

alles sich nach Dir sehnt. Darum bitte ich Dich um Christi und des Heils der dortigen Kirche willen, daß Du auf eine Zeit lang nach Tübingen ziehest. Du bist dies der Ehre Christi, dem Bedürfnis der Kirche und dem Vaterlande schuldig.

„Ließest Du daselbst wissenschaftliche Bildung aufhören, welche Finsternis würde dann in einem ziemlichen Teile Deutschlands entstehen! Und der Unwissenheit folgen Irrtümer in der Religion, denn dann können ungelehrte und schwärmerische Köpfe ihr Wesen treiben. Ich selbst kann nicht predigen und also auf diesem Boden auch weniger nützen. Daher komme Du!“

Also schrieb Melanchthon unserem Brenz. Der Herzog schickte noch eigens Gesandte nach Hall. Der Widerstand war gebrochen. Auf ein Jahr erhielt der so begehrte Prediger Urlaub.

Am 3. Dezember 1536 zog Brenz als herzoglicher Kommissär in Tübingen mit großen Vollmachten ein. Er vergaß nie, daß er nicht zu herrschen, sondern zu dienen gekommen war. Seine Demut gewann ihm aller Herzen.

Er predigte warm und schlicht in der Skt. Georgenkirche. Weil es an einem Professor der Theologie fehlte, führte er selbst die Studenten ins tiefere Verständnis der Schrift ein, wobei er dem Wissensdrang der jungen Leute und den Bedürfnissen ihres Herzens zugleich gerecht wurde. Er saß im Rate der Universität, und was er riet, hatte Hand und Fuß.

„Einer ist euer Meister, will Christus,“ sprach Blaurer dort im Rate. „Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen. Es sind daher alle Ehrentitel auf Universitäten, als Baccalaureus, Magister, Licentiat u. s. w. abzuschaffen.“

„Nicht so hitzig, Lieber,“ meinte Brenz. „Christi Worte sind Geist und Leben. Er tadelt die buchstäbliche Gesetzesauslegung der Pharisäer. Auch bei seinen Worten fährt übel, wer bloß beim Buchstaben stehen bleibt. Wie man im Kriegerstande Ehrenzeichen für nötig erachtet, zur Anfeuerung der Tapferkeit, so mögen durch solche ehrende Titel auch die Studierenden zum Fleiß und zur Tugend aufgemuntert werden. Dem Verdienst seine Krone!“

Mancher hat freilich damals gemeint, das sei schon evangelisch, daß man blindlings dreinschlage und mit allem Hergebrachten als wertlosem Gerümpel aufräume. Anders dachte Brenz.

Davon noch einen Beweis! Auf den September des nächsten Jahrs lud der Herzog acht angesehene Theologen zu einer Besprechung nach Urach ein. „Uracher Götzentag" nannte man gemeinhin die Zusammenkunft. Es sollte die Frage entschieden werden, ob Bilder in den Kirchen zu dulden seien oder nicht.

Die beiden württembergischen Reformatoren konnten sich nicht recht einigen. Blaurer, der zwinglisch Gesinnte, hielt sich mehr an das Wort: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich" (Matth. 12, 30). Schnepf, wie Luther, dachten mehr an das andere: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns" (Mark. 9, 40). Sagte jener, Christus hat in dieser Sache kein Gebot gegeben, so entgegnete dieser, aber auch kein Verbot.

Brenz bat herzlich, eben erst durch Gottes Gnade von drückenden Menschensatzungen befreit, möge man doch den Christen nicht ein neues Joch auflegen. Aus Dingen, die Christus freigiebt, solle man nicht Not und Zwang machen. Und sehr mag ihm die Rede seines Freundes Gräter gefallen haben, um die Bilder sorge er sich nicht viel. Er bemühe sich, sie durch seine Predigt aus den Herzen zu reißen. Gelinge das, so werden sie wenig Schaden in den Kirchen anrichten.

Der Herzog stimmte Blaurer bei. Der Erfolg aber gab Brenz recht. Es ist manch schönes Kunstwerk den Kirchen unseres Landes erhalten geblieben.

Das Beste zuletzt! Der gefeierte Mann und Lehrer schämte sich nicht, in Tübingen noch weiter zu lernen. Mit Lust trieb er die Sternkunde, damit er selbst etwas davon erfahren möchte, wie die Himmel den Ewigen preisen (Ps. 19, 1).

Im April 1538 kehrte er nach Hall zurück, nachdem er zuvor herzlich Abschied genommen und für Fehler, von denen er wäre übereilt worden, um Verzeihung gebeten hatte. Zu verwundern ists nicht gerade, daß fünf Jahre nachher, als eine theologische Lehrstelle neu zu besetzen war, die Universität sich alle Mühe gab, den tüchtigen Mann für immer zu gewinnen. Umsonst, hatte er doch auch ein Jahr zuvor einen Ruf nach Leipzig ausgeschlagen, um dort die Universität neu zu ordnen.

Hall gehörte seine erste Liebe, und da gab es noch manches zu richten und zu schlichten. Um diese Zeit ging Brenz daran, auch in den Landorten des Haller Gebiets eine neue Kirchenordnung einzuführen. Da die Stadt ein Glied des Bundes geworden war, den die Evangelischen zu Schmalkalden geschlossen hatten, konnten ihr weder weltliche noch

geistliche Herren mehr viel dreinreden, wenn sie in allen Kirchen ihres Gebiets das Evangelium predigen ließ.

Gerüstet standen sich jetzt Evangelische und Katholiken gegenüber. Die Rechtsgelehrten hatten den Sieg über die Gewissensbedenken der Theologen davongetragen.

Es war doch nicht ganz so, wie Brenz früher dem Markgrafen Georg gegenüber behauptet hatte, so wenig sich seine Unterthanen gegen ihn auflehnen dürfen, so wenig die Fürsten gegen den Kaiser. Die Fürsten hatten ihr Regiment nicht von Kaisers, sondern, wie dieser, von Gottes Gnaden.

Aber Luther war noch auf dem Plan und betete mit aller Inbrunst seines Glaubens, Gott wolle dem Kriege steuern. Und solange dieser Gerechte betete, war den Evangelischen Ruhe vergönnt.

Hin und wieder wurden, damit etwas gethan werde, Gespräche in Sachen der Religion veranstaltet. Brenz fehlte bei keinem. Es war das keine geringe Aufgabe für ihn, fortwährender Unehrlichkeit und Heuchelei gegenüber gelassen zu bleiben. Ein Brief aus Regensburg vom Jahr 1546 an Luther läßt uns einen Blick in sein Herz thun.

„Die Collocutores des Gegenteils“ — das sind die Wortführer auf der römischen Seite — schreibt er, „scheinen es darauf anzulegen, nicht nur diejenige gottlose Lehre zu erhalten, die noch einen Schein der Frömmigkeit haben will, sondern auch diejenigen Lehren wieder einzuführen, die schon vorher von den Verständigeren ihres Teils verworfen worden sind. Sie bringen neue Beweise dafür aus alten Schriftstellern und lehren, sie können als Gottlose durch gute Werke die Gnade erlangen, und sagen, es gebe in der Kirche Christi eine doppelte Gerechtigkeit, die eine durch den Glauben, die andere durch die Werke. Im Artikel von der Rechtfertigung, der doch in unserem Bekenntnis klar ausgedrückt ist, suchen sie mehr Irrtümer, als Worte darin stehen.

„Das sind lustige Predigten, die wir zu dieser Zeit hören müssen. Ich zweifle nicht, daß, wenn Du hier in einem Winkel säßest und die gottlosen Worte und Reden mit anhören müßtest, Du nicht nur großes Mitleiden mit uns hättest, sondern Dich auch wundern würdest, daß wir, die wir doch Füße haben, nicht davonlaufen. Daher ist es recht gut, daß ihr Philipp zu Hause behalten habt. Unterstütze Du uns mit Deinem Gebet zu Gott, daß wir von den Ottern und Teufeln befreit werden.“

Jedoch Luthers beredter Mund, der mit Gott und Menschen zu reden verstand, war verstummt. Am Tag nach der Abfassung dieses Briefes, den 18. Februar 1546, ging der nimmer müde Streiter für die evangelische Wahrheit zum ewigen Frieden ein.

Amsdorf schrieb die Nachricht an die Freunde zu Regensburg. Ihre Bestürzung könnt ihr euch denken. Sie glichen einer Stadt, der über Nacht ein Erdbeben die Mauern niedergelegt hat, während vor den Thoren der Feind steht.

Brenz schreibt nach Wittenberg zurück: „Was ihr vom Tode Luthers, meines allezeit von ganzem Herzen geschätzten Lehrers und Vaters in Christo, mitgeteilt, hat mich aufs schmerzlichste betroffen. Ich zweifle zwar nicht, daß ihm, da er einen guten Kampf gekämpft, die Krone der Gerechtigkeit beigelegt sei und er, von allem Übel, so dieser Welt bevorsteht, befreit, nun mit Christo selig lebe.

„Was aber die Kirche für eine Wunde durch dieses teuern Mannes Tod erlitten, wird sich, ach, ich fürchte es, durch den Erfolg öffentlich zeigen. Wer wird meinem Haupt Wasser und meinen Augen Thränenquellen geben, daß ich beweinete nicht die Erschlagenen, sondern die Verlassenen der Tochter meines Volkes?

„Aber Christus, wirst Du sagen, ist nicht gestorben, der lebt ja noch und sitzt zur Rechten seines Vaters. Wohl, aber das erwählte Rüstzeug Christi ist uns entzogen. Der Heimgang der Helden pflegt gemeiniglich der Vorbote schlimmer Ereignisse zu sein."

Seine Ahnung betrog den Reformator nicht. Das Wetter, das schon so lange Zeit drohend am Himmel stand, brach bald um so heftiger los. Wohl dem, der jene Burg kennt, davon geschrieben steht: „Der Name des Herrn ist ein festes Schloß. Der Gerechte läuft dahin und wird beschirmt." (Spr. 18, 10.)

V.

In sechs Trübsalen und dennoch errettet!

Tief im Schwarzwald, hinter dunklen Wäldern versteckt, liegt das Städtchen Hornberg. Zu der Zeit, in die unsere Erzählung fällt, war es württembergisch. Jetzt gehört es zu Baden. An kühnen Felspartien vorüber, zur Seite eines Flüßchens, das, ein Springinsfeld, keck über Steine und Felsen seinen Lauf nimmt, führt unser Weg in die von Burgen überragte Stadt.

Auf einer derselben lebt einsam ohne Weib und Kind der Burgvogt Huldreich Engster. So ruhig er für sich lebt, dem Gerede der Leute kann er nicht entgehen.

Gleich neben dem Thor, durch das wir eintreten, hören wir den Meister Schmied zu seinem Nachbar — es ist gerade Vesperzeit — sagen: „Und ich glaubs in Ewigkeit nicht, daß er ein Burgvogt ist. Denkt Euch nur, er trinkt nicht, flucht nicht, schwört nicht, würfelt nicht, macht sich nichts aus den Weibern."

„Es hat auch schon fromme Vögte gegeben," sagt der Nachbar Weber bescheiden und nachdenklich. „In der Bibel ist auch von Cornelio, dem Vogt und Hauptmann, zu lesen, daß er lieber fastete als schwelgte und betete statt fluchte."

„Den Pfarrer von Gutach hat er neulich doch recht geärgert," wirft ein Dritter ein. „Dem sagte er, er solle doch nicht mehr so lange predigen. Was er in der ersten halben Stunde in die Leute hineinpredige, predige er in der zweiten wieder hinaus. Oder ob er glaube, daß die Leute noch andächtig seien, wenn ihnen die Zehen wegfrieren wollen?"

„Natürlich“, fährt der heraus — ihr wißt, das Herz liegt ihm auf der Zunge — „Euch Vögten wirds in der Kirche gleich zu lang, aber niemals im Wirtshaus.“

Während wir langsam die Höhe zum Schloß hinaufsteigen, können wir unsern Gedanken über den einsamen Mann nachhängen. Wie heißt er doch? „Huldreich“: das ist ja nichts anderes als die deutsche Übersetzung des griechischen Johannes, und einen Johannes vermißt gegenwärtig die evangelische Kirche. Brenz ist verschwunden. Aber Engster heißt der Burgvogt. „Engster“ — sollte das nicht ein deutsch gemodeltes griechisches Wort sein? Dann hätten wir ja Johannes Brenz gefunden. Uns klopft das Herz darüber, ob es sich so verhalte.

Wir begehren Einlaß. Der Burgvogt ist augenblicklich nicht zu Hause. Man weist uns in ein geräumiges, helles Zimmer mit schöner Aussicht auf die Stadt und die Berge.

Auf dem Tisch am Fenster liegt ein Buch. Neugierig schauen wir hinein. Wir lesen Jes. 40, 31: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft.“ Draußen hören wir jetzt feste Tritte. Die Thür geht auf. Herein tritt in der Tracht eines Jägers kein anderer als Johannes Brenz.

Die Gestalt erscheint gegen früher ein wenig gebückt. Graue Fäden durchziehen sein Haupthaar. Sorge und Kummer haben einige Furchen auf seiner Stirne zurückgelassen. Aber sein Auge blickt so mutig und mild als vordem.

„Erlaubet,“ sagen wir etwas befangen, „Ihr seid nimmer ein Burgvogt, sondern sagt selbst, ob wir nicht aus Eurem Namen, Huldreich Engster, recht geraten haben! Unser Vater in Christo, den Eure Kinder schon lange vermissen, Johannes Brenz?“

„Bin ich denn so schwächlicher Gestalt,“ scherzt dieser, „daß man mich gar nicht zu einem Burgvogt brauchen kann? Ihr glaubts nicht, daß ich einer sei. Der Pfarrer von Gutach wills auch nicht mehr glauben.

„Er ist schwer erkrankt. Nach Christenpflicht besuchte ich ihn, um ihn in seiner Pein zu trösten. Siehe, Ihr habt Andern so manches gute Trostwort zugerufen. Nuns an Euch kommt, werdet nicht weich und erschrecket nicht! Erst neulich habe ich Euch in der Predigt sagen hören: ‚Willst Du je verzagen, thu' das morgen und nicht heute, heute traue, glaube, hoffe noch.‘ Solches und ähnliches wiederholte ich ihm zur Stärkung aus seinen eigenen Predigten. Als ich nun vorhin Abschied



Hornberg im badischen Schwarzwald.

genommen und schon unter der Thür war, rief er mir noch nach: ‚Ihr mögt sein, wer Ihr wollt, ein Burgvogt seid Ihr gewiß nicht.‘

„Mein Spiel als Junker Jörg der andere geht recht bald zu Ende. Ja, ich bin Brenz,“ fährt er fort, „ein Vertriebener um Christi willen. Und damit ich noch der Kirche diene und jedermann wisse, daß ich nicht wegen Übelthaten, sondern einzig wegen des Bekenntnisses der Wahrheit in diese Gefahr und Verbannung gekommen bin, wende ich meine Zeit damit an, daß ich, wie ihr dort auf dem Tische sehet, eine Erklärung des Propheten Jesaja für den Druck ausarbeite.“

Wir drücken stumm dem Streiter Christi die Hand. Endlich wagen wirs, ihn um Erzählung seiner denkwürdigen Erlebnisse zu bitten.

„Ihr wisset,“ beginnt er, „daß bald nach Luthers Tod die gegenwärtige Drangsal anhub. Noch war zu Regensburg der Reichstag versammelt, als Kaiser Karl V. zu rüsten begann. Unsere Fürsten fragten, was diese Rüstungen zu bedeuten haben. Eine sehr ungnädige Antwort wurde ihnen zu teil, und der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp wurden für Rebellen erklärt. Das war soviel wie eine Kriegserklärung. Daher denn auch unsere Fürsten jetzt zu den Waffen griffen. Uneinigkeit hinderte sie, die Vorteile, die sie hatten, gegen den Kaiser auszunützen.

„Ich weiß heute noch nicht, soll ich klagen oder mich hart erzürnen, daß durch diese unselige Zwietracht der Unsern der Krieg einen so schlimmen Ausgang nahm. Doch was kränke ich mich! Wie Gott will! Er hat reichlich Zeit gegeben, daß das Bäumlein, genannt evangelische Kirche, ruhig heranwachsen konnte. Es müssen die Wetter darüber hinbrausen, um zu sehen, ob es auch fest gewurzelt sei.

„Siegreich zog der Kaiser durch Ulm, Nördlingen und kam auch nach Hall. Da ging ein ander Spiel an als im Jahre 1541. Er kam von den Niederlanden her, wo er viele Evangelische ihres Glaubens wegen hatte hinrichten lassen. Das wußte man, und viele Leute aus der Umgegend strömten zusammen, zu sehen, wie man dem Prediger Brenz und dem Pfarrherrn die Köpfe abschlage. Sie sahen nicht, was sie begehrten.

„Jetzt wurde die Stadt von spanischen Soldaten überschwemmt. Wie ich von einem Gang heimkomme, ist die ganze Pfarrgasse voll tobender Spanier, und ich sehe, wie die Soldaten nicht mit der Hand, sondern mit Füßen und Hellebarden an meine Hausthüre stoßen. Die Sorge um die Meinen ließ mich vorwärts eilen. Als aber ein Spanier merkte, daß

ich ins Haus gehöre, setzte er mir die Hellebarde auf die Brust und drohte mich zu durchbohren, wenn nicht sogleich aufgemacht würde. Ich öffnete, und der Schwarm stürzte hinter mir nach.

„Ich ließ zu essen und zu trinken auftragen, was da war, und werfe unterdessen die Briefe und alles Schriftliche in einen verschlossenen Pult. Als die Soldaten ausgelassen zu werden anfingen, verließ meine Frau das Haus. Ich folgte bald nach. Auch die saubern Gäste blieben nicht lange drin. Des andern Tags kommt ein spanischer Bischof, der sie verjagt und sichs selbst im Hause bequem macht.

„Meine Bücher wurden durcheinandergeworfen, alle Papiere und Briefe durchsucht und selbst der verschlossene Pult aufgebrochen. Da fand sich die Niederschrift von Predigten, worin ich damals dargelegt hatte, daß die Verteidigung gegen den Kaiser in diesem Fall nicht unerlaubt und keine Verletzung des Glaubens sei. Denn sonst hätten wir in diesem Feldzug Gott nicht um seinen Beistand anflehen können. Ich mußte das der Gemeinde deutlich machen.

„Dies wurde aber dem Kaiser hinterbracht und, wie es so zu gehen pflegt, verdreht, übertrieben. Ich kam in die größte Gefahr. Niemand wollte mehr mir und meiner Familie ein Obdach gewähren. Ich fand Zuflucht auf einem Turme. Nun erfuhr ich, was es heißt: ‚Meine Freunde stehen gegen mir und scheuen meine Plage, und meine Nächsten stehen ferne.‘ (Ps. 38, 12.)

„In den schlechten Kleidern des Turmwächters verließ ich am Abend des Thomasfeiertages die Stadt und irrte, nur von einem einzigen Menschen begleitet, fast die ganze Nacht auf dem Feld umher. Den eisigen Wind fühlte ich nicht vor den Stürmen in meiner Seele. Wie wirds den Meinen gehen? Werden auch die Freunde büßen müssen, deren Briefe bei mir aufgefangen wurden? Wird man meiner Frau ihr kleines Vermögen lassen, das sie doch vor dem Hungertode schützen kann? Ich betete und wurde wieder ruhiger. Ich gedachte an Luthers Wort, das er einem zurief, der ihn spöttisch fragte, wo er denn bleiben wolle vor des Kaisers Zorn: ‚Wenn nicht unter dem Himmel, so doch im Himmel.‘

„Nach achttägigem Umherirren kam mir ein freundliches Schreiben des Rats zu, ich möchte jetzt wiederkommen. Ich kam, obwohl noch eine Schar Italiener in der Stadt lag, und kam, obwohl ich mir vorgenommen hatte, den Wanderstab zu ergreifen. Denn vierundzwanzig Jahre diente

ich mit dem Evangelium der Stadt, und man wollte mir darin nicht einmal ein Räumlein gönnen, zu beten.

„Nein, ich will den Hallern nichts nachtragen. Glaube und Gottvertrauen lassen sich nicht anbefehlen. Ich betete um neue Freudigkeit. Sie ward mir, und ich kam und richtete mich in der ausgeraubten Wohnung ein, so gut es ging."

Brenz hielt inne, wie von der Wucht seiner schmerzlichen Erinnerungen überwältigt. Wir drangen in ihn, weiter zu erzählen, und langsam fuhr er nach einigem Zögern fort:

„Es kommt kein Unglück allein. Das Wetter, das über uns erging, war der Vorbote eines heftigeren, das bald heraufzog. Ihr wisset, der siegreiche Kaiser ließ ein Büchlein ausgehen, ‚Interim' genannt. Nach diesem Büchlein sollten wir ‚unterdessen' leben und glauben, bis ein gemein Konzil oder Kirchenversammlung die Sachen, die Religion betreffend, regle. Uns Evangelischen gestand man Priesterehe und Laienkelch zu. Aber von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben war keine Rede.

„Wie wünschte ich so gerne den Frieden! War mir doch Übels genug geschehen. Aber ich durfte nicht Christum verleugnen. Ich gab dem ‚Interim' den rechten Namen ‚Interitus'. Das ‚Unterdessen' mußte zum ‚Untergang' der evangelischen Kirche führen.

„Offen vertrat ich meine Ansicht in Gutachten an den Rat, schrieb auch Herzog Ulrich auf sein Begehren, was ich dachte. Aber auf der Kanzel, wie man mir schuld gab, habe ich gegen die Schrift nichts gesagt, predigte vielmehr nur eindringlicher die rechte Lehre des Evangeliums. Noch weniger habe ich, Gott weiß es, Kaiserliche Majestät gelästert. Aber an des Kaisers Hof wurde das gern geglaubt.

„Der Kanzler, Kardinal Granvella, wollte mich, den Störenfried, zum Schweigen bringen. Er dachte, sehr zu Unehren des Evangeliums, wenn ich unbedeutender Mann ruhig gemacht wäre, würde es keinen Mund zu seiner Verteidigung mehr finden.

„Es erschien ein kaiserlicher Kommissär zu Hall. Niemand wußte recht, was er eigentlich wollte. An meinem fünfzigsten Geburtstag saß ich fröhlich und vergnügt mit den Meinen bei der Abendmahlzeit. Es klopft und mein Freund Isenmann tritt ein, grüßt kurz und reicht mir einen Zettel. Ich las die Worte: ‚Fuge, fuge, Brenti, cito, citius, citissime!'

das ist: ‚Fliehet, fliehet, lieber Brenz, so schnell Ihr nur könnt‘! Ich stand auf und ging.

„Unter dem Thor trifft mich der Kommissär und fragt sehr höflich, wohin ich mich bemühe. ‚In die Vorstadt zu einem Kranken‘: lautet die Antwort. Er lud mich auf morgen zum Mittagsmahl und bat dringend, die Einladung anzunehmen. ‚So Gott will‘: sagt ich und ging. Wohin? Ich wußte es selbst nicht.

„Bald erhielt ich die Nachricht, der edle Ritter Erasmus von Limpurg habe in einem Dorfe, wo man uns nicht kannte, meiner Familie Unterkunft gewährt. Des Nachts konnte ich nun doch mit den Meinen zusammenkommen. Aber mein Sohn Johannes fehlte. Wie sorgten wir um ihn! Später erfuhr ich den Grund. Ein guter Freund hatte ihn sicher untergebracht, weil man ihm gleichfalls nachstellte.

„Nun hörte ich auch, wer mir jenen warnenden Zettel hatte zugehen lassen. In des Kommissärs Haus waren längst Wagen und Pferde bereit gestanden, um mich gefangen fortzuführen. Nur eine gute Gelegenheit, mich zu greifen, blieb aus. Des Zuwartens müde, begab er sich nun in den Rat, sprach, wie einst Herodes mit den Schriftgelehrten, freundlich mit den Senatoren, wie Kaiser Karl ihrer Stadt so gar günstig gesinnt sei, und wie des Kaisers Gnade noch heller über ihnen strahlen werde, wenn sie ihm zu Willen sein möchten.

„Darauf ließ er sie alle einen Eid schwören, nichts von dem, was er jetzt vorbringe, zu verraten. Arglos thatens die Ratsherrn. Dann folgte die Mitteilung, er müsse Brenz gefangen fortführen. Während er ihnen sehr eindringlich zuredete, trat der Ratsherr Büschler ein, der sich verspätet hatte. Der Kommissär in seinem Eifer vergaß, ihn schwören zu lassen. Büschler hielt sich durch den Eid der andern nicht gebunden, schrieb nach der Sitzung jenen Zettel und warf ihn Isenmann vor die Füße. Der hob ihn auf und überbrachte ihn mir.“

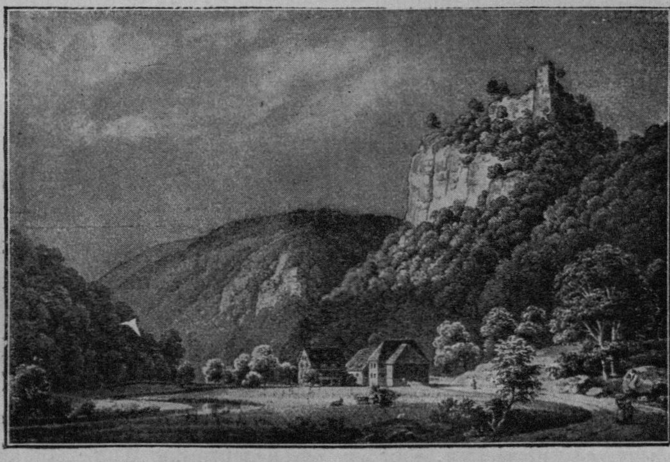
„Wahrlich,“ sagen wir, „an einem Haar hing Euer Leben.“

„Wahrlich,“ entgegnet Brenz, „an Mitteln und an Wegen fehlts Ihm nicht. Wenig Gutes freilich erfuhr ich in meinem Schlupfwinkel. Auch Isenmann und Gräter mußten Amt und Heimat verlassen. In der Kirche, in der nun vierundzwanzig Jahre lang das Evangelium war gepredigt worden, wurde wieder Messe gelesen. Der Landgraf Philipp von Hessen wurde gefangen durch Hall geführt und mußte der Messe anwohnen. Dennoch bot ich dem Rat meine Rückkehr an. Er erklärte,

mich gegen die Übermacht nicht schützen zu können. Doch versprach er, sich meiner Familie in Treuen anzunehmen.

„So erhielt ich meinen Abschied und wandte mich an Herzog Ulrich. Nicht umsonst. Kindern und Kindeskindern will ich es einschärfen, wieviel Gutes mir das herzogliche Haus von Württemberg erwiesen hat, daß sie es durch ihre Treue ihm lohnen.

„Des Herzogs getreuer Diener, Jakob Kornmesser, nahm mich in Empfang und brachte mich auf die Feste Hohenwittlingen. Er sagte mir, wie der Herr Herzog selbst nicht wissen wolle, wohin ich gebracht werde, damit er, zu einem Eid aufgefordert, nicht falsch schwören müsse.



Burg Hohenwittlingen bei Urach.

„Ihr könnts euch nicht ausdenken, wie wohl mirs that, wieder ein Dach über dem Haupte zu haben und mich in Sicherheit zur Ruhe niederlegen zu können. Das Psalmbuch war der liebe Freund und Geselle meiner Einsamkeit. Die Erklärung des 94. Psalms, die ihr vielleicht zur Hand bekommen habt, wurde dort oben von mir niedergeschrieben. Man soll nur schreiben, was man selbst erfahren hat. Damals erfuhr ichs: ‚Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen mächtiglich. Der Herr aber ist noch größer in der Höhe.‘ (Ps. 93, 4.)

„Aber die Tage meiner Prüfung waren noch nicht vollendet. Ein Bote des Herzogs erschien und erklärte, er habe den Auftrag, mich außer

Landes zu führen. Meine Habseligkeiten waren freilich schnell zusammengepackt. In Gottes Namen weiter durch den finstern Schwarzwald, Basel zu!

„Ich erfuhr, wie ein frommer Burgvogt auf Schloß Wirtemberg — dies Stammschloß unseres Königshauses stand auf dem Rothen Berg über Eßlingen — unschuldiger Weise Ursach meiner neuen Flucht wurde. Zu ihm kamen fleißig die Pfarrer der Umgegend zu frommem Gespräch. Da droben muß Brenz sein, hieß es bald, sonst würden die Pfarrer nicht so laufen. Auf einmal wurde das Schloß von spanischen Soldaten umzingelt. Ein Bote ward an den Herzog nach Nürtingen geschickt mit der Bitte, die einem Befehl gleichkam, das Schloß durchsuchen zu dürfen. Erst, nachdem Kornmesser zweimal versichert hatte, ich sei nicht auf Wirtemberg, gab der Herzog die Erlaubnis zur Durchsuchung.

„In Basel fand ich überaus gütige Aufnahme. Die Bürger wetteiferten, mich mein Leid vergessen zu machen. Damals sah ich Prinz Christoph, den Sohn unseres Herzogs. Er sagte, wie er mir um meiner Schriften willen zu großem Dank verpflichtet sei. Und nicht bloß in Worten stand sein Dank. Zwei meiner Töchter nahm er in seinen Hofstaat auf. Denn zu Basel traf mich die Nachricht, daß meine Frau ihren Leiden erlegen sei. Gott habe sie selig!" Eine Thräne stahl sich Brenz aus den Augen.

„Meine Kinder mußte ich sehen," fährt er nach einer Weile fort. „Ich ging nach Stuttgart. Dorthin hatte ich sie bestellt. Plötzlich ruft mich der Herzog. Es ist mir, als wäre alles erst gestern geschehen. Ich habe Euch etwas mitzuteilen, sagt er, ich begehre von Euch keine Antwort.

„Er entfaltet einen Brief der Herzogin Maria Jakobäa am bayerischen Hof, wie er mir sagte, und liest: ‚Ew. Liebden thue ich in alter Treue und Liebe zum Evangelium Christi kund, daß ein kaiserlicher Obrist in Kürze nach Stuttgart kommt, Brenzen zu fangen. Man hat sichere Botschaft, daß er zu Stuttgart ist.' Ich kann nichts thun. Der Obrist mag jede Stunde ankommen. Bei der Hoftafel in München hat er von seinem Auftrag geplaudert. Wenn Ihr Gott lieb seid, so wird er Euer Leben behüten."

Brenz schwieg. Sein Blick ging durch das Fenster und hing wie traumverloren an den nahen Bergen. Wir ehrten sein Schweigen. Endlich aber fragte einer von uns:

„Seid Ihr nicht damals durch ein Wunder Gottes gerettet worden? Betetet Ihr nicht und hörtet eine Stimme: ‚Nimm einen Laib Brot und geh in die obere Stadt in ein Haus, dessen Thüre offen steht?‘

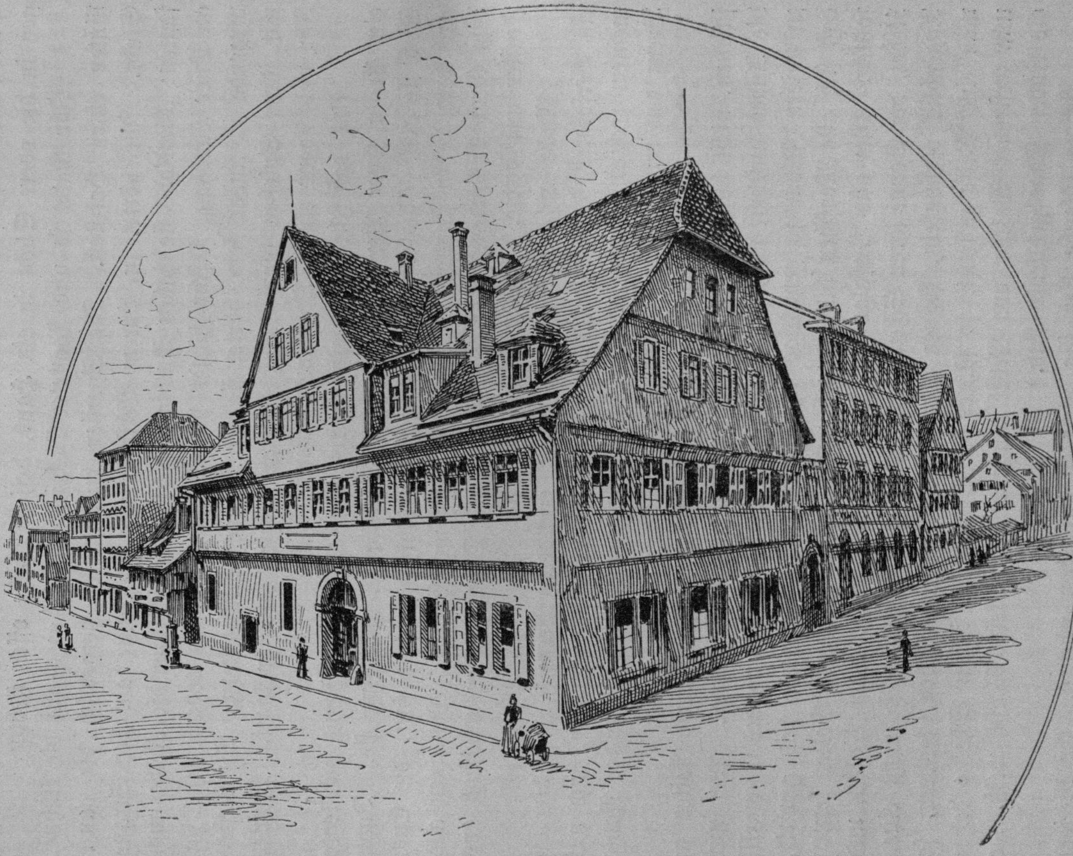
„Ihr thatet so und flüchtetet Euch ins Landhaus auf die Bühne, hinter einen Holzstoß. Die Spanier durchsuchten vergeblich die ganze Stadt. Ihr hörtet in Eurem Versteck, wie die Leute auf der Straße sagten: ‚Gottlob! sie haben ihn noch nicht.‘ Endlich kam die Reihe auch an Euer Landhaus. Ihr hörtet die Spanier drunten toben, daß Ihr nirgends zu finden seid, hörtet sie die Treppe heraufpoltern. Sie stießen mit ihren Spießen durch die Holzbeuge, hinter der Ihr laget. Mußtet Ihr nicht sogar einem Stoß ausweichen?

„Und daß Ihr nicht verhungertet, kam täglich eine Henne und legte ein Ei in Euer Versteck. In aller Stille kam und ging sie. Dann blieb sie aus. Zugleich hieß es auf der Gasse, sie sind fort, die Euch nach dem Leben standen. Dann gingt Ihr zum Herzog. Wie einen aus dem Grab Erstandenen starrte er Euch an. Dann trat er mit Euch ans Fenster und betete. Ists nicht so gewesen?“

„Macht nicht zu viel aus mir,“ erwiderte Brenz, „noch bin ich ein Verfolgter, daß ich mich der Gnade Gottes nicht überhebe, und mit meinem rechten Namen darf ich mich nicht nennen, als hätte der Name Brenz den reinen Glanz verloren.

„Doch darin habt ihr recht, daß man, um Wunderwerke Gottes zu schauen, nicht hinter sich zu laufen braucht zum Volk Israel. Wer nur die Augen aufthun will, findet, daß Gott in der Handlung des Evangelii zu unsern Zeiten so gewaltige und herrliche Wunderwerke hat gewirkt, daß sich alle Menschen billig darob entsetzen und die Furcht Gottes lernen sollten. Und alle Verfolgungen, was sind sie anders denn Wolken und Nebel, der Sonne ihren Schein zu nehmen? Ja sie mögen sie wohl einen Augenblick verdunkeln, können aber sie nicht gar auslöschen, sondern, so man eine Weile zusiehet, so fähret die Sonne mit ihrem Scheine daher und zerstreuet Wolken und Nebel dergestalt, daß kein Mensch weiß, wo die trüben Tage geblieben sind.“

Brenzs Glaube ließ ihn nicht zu Schanden werden. Er ist jetzt einundfünfzig Jahre alt. Aber das schönste Werk seines Lebens ist noch nicht gethan. Alle Trübsal, die ihn traf, war nur die Schule, die ihn geschickt machte zu jenem Werke, um deswillen wir ihm alle zu Dank verpflichtet sind.



Landhaus in Stuttgart, gegenwärtig Konservatorium für Musik.

Das hat uns Brenz vorhin nicht erzählt. Wir aber wollens nicht verschweigen. Manch ehrenvoller Ruf erging an ihn. Er sollte nach England. Die Stadt Magdeburg hätte ihn gerne gehabt. In Preußen wäre er willkommen gewesen. Hier wartete seiner sogar der Bischofshut. Allein sein Sinn stand nicht nach hohen Dingen. Er glaubte seiner Heimat dienen zu müssen und blieb ihr trotz aller Nöte treu.

Im Jahr 1550 kehrte Brenz nach Urach zurück. Dort traf er als Pfarrer seinen lieben Freund und Haller Amtsgenossen Isenmann. Ganz offen durfte er sich aber noch nicht zeigen. Darum blieb er eine Weile im Pfarrhaus des entlegenen Albdorfes Mägerkingen. Dort hat er des Pfarrers Töchterlein aus der Taufe gehoben.

Im nämlichen Jahr 1550 starb Herzog Ulrich. Nur durch einen Kniefall vor dem Kaiser, durch Zahlung einer ungeheuern Kriegssteuer und gegen das Versprechen, das Interim in seinem Lande einzuführen, war er im Jahr 1546 dem Schicksal entgangen, zum drittenmal sein Land zu verlieren. Er mußte nun dem Teufel den Willen lassen, wie er sich ausdrückte. Aber sein Wahlspruch: „Gottes Wort bleibet in Ewigkeit,“ behielt doch zuletzt Recht.

Jedermann sah, daß es mit dem Interim zu Ende ging. Viele hatten eben das Evangelium mit dem Herzen ergriffen. Darum half des Kaisers Wüten nicht. So wagte es Brenz in Gottes Namen noch einmal in die Ehe zu treten. Kein Amt, kein festes Einkommen, kein Vermögen brachte er mit. Ob seine Frau viel gehabt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls aber brachten beide als sichersten Grundstock fürs Haushalten viel Gottvertrauen zusammen.

Seine Frau aber hieß Katharine und war eine Tochter seines Isenmann. Ihre Ehe war reich mit Kindern gesegnet und sehr glücklich. So schien nach dem Ungewitter Gottes Sonne wieder.

Vier Jahre hatte die Zeit der Trübsal gedauert. Nicht um viel Geld hätte Brenz diese vier herben Jahre missen mögen. Ihr glaubet doch auch so?



Herzog Christoph von Württemberg.
Standbild auf dem Schloßplatz in Stuttgart.

VI.

Wie Brenz, der erste evangelische Stiftspropst zu Stuttgart, seines Gottes und seines Herzogs treuer Diener und eine Zierde der evangelischen Kirche wird.

Wer zu Stuttgart über den Schloßplatz geht, sieht dort ein neues, schönes Denkmal.

Einen stattlichen Mann stellt es dar, in die Tracht früherer Zeiten gekleidet. Die breiten Schultern schmückt der herzogliche Mantel. Sein Auge schaut wie sinnend auf die vergoldete Krone gegenüber, auf seiner Nachkommen, der Könige, Schloß. Vielleicht blickt es auch darüber hinweg, himmelwärts nach einer andern Krone, die auch du und ich ergreifen können. Es ist die Zierde aller württembergischer Fürsten, Herzog Christoph.

Am Sockel des Denkmals findet ihr den Lebenslauf des Mannes in vier Bildern dargestellt. Er trug das Joch in seiner Jugend. Der Vater liebt ihn nicht. Ihr seht ihn darum in früher Jugend von Mutter und Schwester Abschied nehmen.

Am kaiserlichen Hof erzogen, will ihn der Kaiser mit nach Italien oder Spanien führen. Nimmer hätte er dann die Heimat wieder gesehen. Darum zeigt ihn ein anderes Bild auf der Flucht.

Aber das Blatt wendet sich. Wir sehen noch, wie Herzog Christoph Kreisoberster wird und wie er den Kaiser Maximilian feierlich vor Stuttgarts Thoren empfängt.

Württembergs edler Herzog, der erste der deutschen Fürsten in jener Zeit, verdient wohl ein Denkmal. Als vor einem Vierteljahrhundert

Erzherzog Ferdinand von Österreich das Land für sich in Besitz nahm, war an mancher Hausthüre zu lesen: „Schlimmer wirds immer, besser wirds nimmer.“ Seit Christoph Herzog geworden, konnte man diese Schrift übertünchen.

Auf seinen Befehl wurde nach seiner Thronbesteigung in den Kirchen gebetet, daß der allmächtige, barmherzige Gott und Vater unsers lieben Herrn Jesu Christi durch seinen Heiligen Geist ihm Verstand und Weisheit, die Landschaft in Gottes Furcht zu der Ehre des göttlichen Namens, auch zu ewiger und zeitlicher Wohlfahrt der Unterthanen zu regieren, gnädigst verleihen wolle.

Das befahl Herzog Christoph nicht einer äußerlichen Sitte zu lieb. Weil es ihm ernst war mit diesem Gebet, griff er gleich bessernd ein, und sein treuer Berater und Mitarbeiter ward Johannes Brenz. Ihn rief der Herzog, ohne ihm noch wegen der Ungunst der Zeiten ein Amt geben zu können, sofort in seine Nähe nach Sindelfingen und Ehningen.

Es kam das Jahr 1552, das ihr wohl merken müßt, nicht weil Korn und Wein besonders gut gerieten und recht wohlfeil waren, sondern weil die Speise, die bleibt bis ins ewige Leben, wiederum frei angeboten werden durfte. Der Passauer Vertrag, den der siegreiche Herzog Moritz von Sachsen, derselbe, der Anno 1546 und 47 am Unglück der Evangelischen die meiste Schuld getragen hatte, dem Kaiser abdrang, brachte freie Religionsübung.

Im Anfang des Jahres 1553 zog Brenz so wieder in Stuttgart ein, diesmal nicht heimlich als Flüchtling, sondern mit allen Ehren als Propst an der Stiftskirche und als Rat des Herzogs. Er hat jetzt die Stellung erhalten, die ihr ihm längst wünschtet.

Wenn ich aber nun der Reihe nach erzählen soll, was Brenz alles gethan, wie mancherlei Ordnung er eingeführt, und wie oft er guten Rat gegeben hat, wie er für die Evangelischen daheim und draußen besorgt war, es möchte zu viel werden.

Wie, wer durch eine große Stadt wandelt, dankbar ist, wenn er einen Führer findet, der ihm die prächtigsten Gebäude und die herrlichsten Denkmäler zeigt, — alles kann er ja nicht sehen, er würde sonst am Ende nichts recht gesehen haben — so nehmt mich zum Führer, der euch das große Arbeitsfeld des Reformators zeigt und dabei doch nur das Wichtigste nennt.

Sehet zuerst Brenz, den Bekenner! Am 1. Mai 1551 wurde die Kirchenversammlung zu Trient wieder eröffnet. Schon längst hatte Luther ein „frei, christlich, deutsch Concilium“ verlangt. Aber die Kirchenversammlung zu Trient, vom Papst im Welschland gehalten und von dem welschen Geist des neu gegründeten Jesuitenordens beherrscht, konnte der evangelischen Christenheit nicht genügen. Statt den Frieden zu bringen, verlangte das Konzil einfache Unterwerfung. Statt mit den Evangelischen das Richtige aus der Schrift zu lernen, warf es sich zum unerbittlichen Richter der fluchwürdigen Ketzer auf. Kein Prophet, kein Apostel galt etwas, sondern alles der Papst. Selbst katholische Prälaten spotteten deshalb, der Heilige Geist komme im Felleisen des Boten aus Rom.

Doch hatte der Kaiser den evangelischen Fürsten geboten, Abgesandte zum Konzil zu schicken. Brenz, von seinem Herzog um Rat gefragt, führte aus, um den Schein des Ungehorsams gegen Kaiserliche Majestät zu meiden, solle man das Konzil beschicken, wenn gleich der Papst den Vorsitz führe und auf ein ganz sicheres Geleit nicht zu hoffen sei. Es hatten ja die Vorgänge zu Konstanz vor einhundert und fünfzig Jahren, da man trotz des Geleitsbriefes Huß verbrannt, der Welt gezeigt, wieviel ein kaiserliches Ehrenwort in den Augen der Römlinge gilt. Besuche man aber das Konzil, so überreiche man auch ein Glaubensbekenntnis, damit man ein Recht zu stimmen habe.

So ward es denn gehalten. Brenz selbst erhielt den Auftrag, ein Glaubensbekenntnis abzufassen. Er thats in der Stille des Klosters zu Sindelfingen. Aus der Fülle seines Herzens schöpfte er. Wort Gottes und Gebet waren seine Helfer bei der Arbeit. Auf seinen eigenen Wunsch aber — so wenig wollte der Mann herrschen — „weil viele Augen gewöhnlich mehr sehen als eines“, wurde sein Werk zehn andern württembergischen Theologen zur Prüfung vorgelegt. Diese setzten gern ihre Namen darunter, da sie sahen, daß alles mit der Heiligen Schrift und mit dem ehrwürdigen Bekenntnis von Augsburg übereinstimmte. So entstand die „Württembergische Konfession“, die auch der „großen Kirchenordnung“ von 1559 vorgedruckt wurde.

Aber in Trient gab man sich bei aller Höflichkeit die größte Mühe, das Licht unter den Scheffel zu stellen. Schon wollte der Herzog seine Räte zurückrufen und beim Kaiser protestieren, als auf den 19. März 1552 endlich eine Sitzung anberaumt wurde, in der die Evangelischen gehört werden sollten. Jetzt hieß Christoph auch seinen Brenz mit einigen

Freunden gehen. Die Geleitsbriefe dünkten dem Fürsten freilich nicht sicher genug zu sein. Aber der glaubensmutige Bekenner meinte, ist das Konzil ehrlich, so thuts jedes Brieflein, hat man Schlimmes im Sinn, so wird das best formierte nichts helfen.

Mit großer Freundlichkeit kam man Brenz allenthalben entgegen. Man that höchst erfreut, den berühmten Gottesgelehrten zu sehen. Man lobte seine Konfession. Aber es war kein gutes Zeichen, daß man die Verhandlung mit den Protestanten auf 1. Mai verschob. Kein Bitten, früher vorgelassen zu werden, half etwas. So reisten unsere Freunde wieder ab. Sich schmeicheln zu lassen, waren sie nicht gekommen, eher zu ehrlichem Kampf, wenns nicht anders ging.

Auch die Bischöfe stoben bald darnach auseinander, um nicht dem Herzog Moritz von Sachsen ein willkommener Fang zu werden, der mit seinem Heer auf Innsbruck zurückte.

Obgleich aber die Väter des Konzils nichts von unserer Konfession lernen wollten, denn es zieme sich nicht ihnen, den Vätern, etwas von ihren Untergebenen zu lernen, bekam diese doch eine Zunge, auch mit den Italienern zu reden. Sie wurde ins Italienische übersetzt und hat gewiß manches Herz über den Alpen drüben erquickt und erfreut.

Mögen sie immerhin zu Trient das Evangelium ausreuten, im Lande Württemberg grünts und blühts um so schöner und wird zum Baum, der seinen Samen überallhin ausstreut. Da fühlt sich unser Brenz wieder wohl.

Mit Lust und Ergriffenheit predigt er die Güte und den Ernst seines Gottes. Sonntags und Werktags verkündigt er das Wort, aber nie ohne ernste Vorbereitung. „Ich gehe niemals auf die Kanzel,“ sagte er einmal in vertrautem Kreise, „ohne daß ich nicht allemal mit einer neuen und größern Ehrerbietung gerührt werde als zuvor, weil ich weiß, daß ich vor Gott und Engeln predige.“

Eine feine Gabe besaß der Reformator, die Herzen zu treffen. Immer sind es große Gedanken, die ihn bewegen. Dabei schwebt er aber doch nicht „im Gaischt“, wie Luther einmal von einem andern schwäbischen Prediger scherzweise gesagt hat, über den Häuptern seiner Hörer, sondern zeigt, wie die Wahrheit, die er vorträgt, im ganz gewöhnlichen, alltäglichen Leben Anwendung findet. Ebensowenig geht er aber im Gewöhnlichen verloren, sondern das kleinste Ereignis erhält Bedeutung, indem es, ins Licht der Ewigkeit gerückt, Gleichnis des Höchsten wird.

Eitelkeit und leicht gekränkten Stolz, die schon manchem Prediger geworden sind, was der Wurm dem schönen Apfel, kennt Brenz nicht.

Der Hofprediger des Kaisers Maximilian, Pfauser, kam einst nach Stuttgart, voll Sehnsucht, Brenz zu hören. Er ging an einem Werktag zur Kirche. Gar wenige Zuhörer fanden sich in den weiten Hallen. Der



Stiftskirche zu Stuttgart.

Prediger, der eine herrliche Predigt hielt, war aber doch niemand anders als Brenz. Pfauser kann sichs nicht versagen, er geht in die Sakristei, giebt sich zu erkennen und spricht seine Verwunderung darüber aus, daß ein so trefflicher Prediger so wenig Zuhörer finde. Um so weniger willen, fügt er hinzu, hätte er die Kanzel nicht bestiegen.

Brenz entschuldigt seine Gemeinde, an einem Werktag sei das hierorts nicht anders zu erwarten. Sie verließen miteinander die Kirche und kamen an einem Brunnen vorüber.

„Wisset Ihr auch," fragt jetzt auf einmal Brenz, „was die schönste Tugend dieses Brunnens ist?"

„Ich bin fremd hier," erwidert der andere. „Wollet Ihr nicht so gut sein und mirs sagen?"

„Daß er sein Wasser giebt, ob viel oder wenig trinken."

Pfauser merkte, wohin Brenz zielte. Hätten doch wir Prediger alle diese unermüdliche Liebe Christi! In ihr ruht das Geheimnis alles Erfolges.

In der Seelsorge war Brenz nicht minder eifrig und voll hingebender Liebe.

Eine Pest brach zu Stuttgart aus. Er verließ seinen Posten nicht, er ging zu den Kranken, tröstete, riet, half, so gut er konnte. Ihm waren die Kranken und Unglücklichen Gottes Lieblinge, von ihm in Zucht genommen Darum ging er gar vorsichtig mit ihnen um, das Werk des großen Erziehers nicht zu hindern.

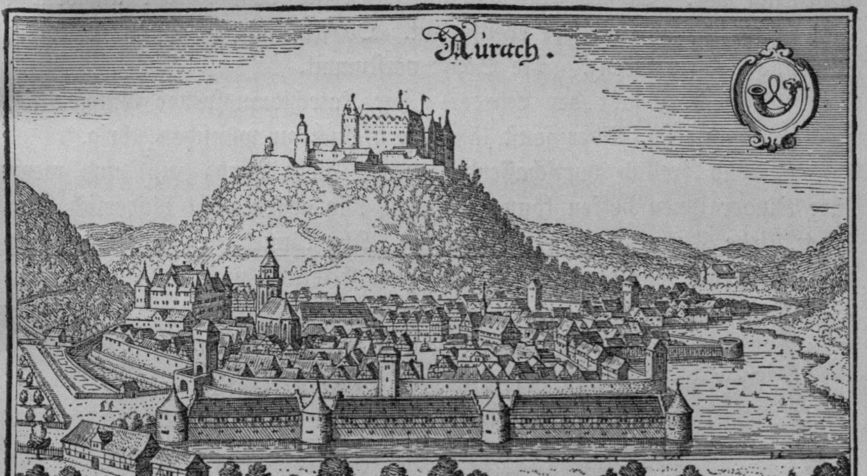
Wenn der Frühling ins Land kam, zog Brenz auch ins Land hinaus, nicht um den engen Straßen und dem Lärm der Stadt zu entfliehen, sondern zu neuer Arbeit, die Klöster des Herzogthums zu besuchen.

Wir wollen ihn auf einer solchen Visitationsreise begleiten. Das Ziel ist ein Kloster in einem der schönen Thäler unserer Alb. Es beherbergt nur noch einen Mönch, einen alten Mann, der im Kloster absterben möchte. Man achtete seinen Wunsch. Seine Genossen, die in das bürgerliche Leben zurücktraten, wurden mit einer Leibrente abgefunden. So wenig sollte bei dieser Reform irgend jemand Unrecht gethan werden.

Jetzt lebt im Kloster lauter junges Volk, das nicht bloß lernen soll, wie man Horen singt, das ist, die sieben Gebetsstunden der römischen Kirche hält und Messe liest, sondern das in allem Guten unterrichtet wird, damit es der Kirche an tüchtigen Pfarrern nicht fehle. So sollten die Klöster wieder werden, was sie anfangs gewesen waren, Stätten des

Segens für ihre Umgebung. Sie sollten wie Quellen ringsum das Land befruchten. Zwölf solcher Seminarien sind es einst gewesen, nach der Zahl der Klöster im Herzogtum Württemberg.

Im Hofe unseres Klosters hat sich alles zum Empfang des Propstes Brenz versammelt. Wir sehen den ehrwürdigen Prälaten, der dem Kloster vorsteht, den Präzeptor, der ihm als Hauptlehrer zur Seite geht, und die Zöglinge, alle in gleicher Tracht. Niedergeschlagenheit bemerken wir an ihrer keinem. Denn es ist den Winter hindurch tüchtig gearbeitet worden. Schon vor Tagesanbruch rief immer ein Glöcklein zu Gebet



Urach (nach Merian).

und Arbeit. Und dann nimmts der Propst freilich streng und ernst, aber er weiß auch die Geister zu unterscheiden. Er kommt nicht bloß zu fordern, sondern zu geben. Nie geht er, ohne einen Psalm ausgelegt zu haben.

Während Brenz im Lateinischen, Griechischen, Hebräischen den Zöglingen auf den Zahn fühlt, während er sich mit den Lehrern über der einzelnen Tugenden und Fehler bespricht, prüft ein herzoglicher Rechnungsrat die Vermögensverwaltung des Klosters. Der hat etwas länger zu thun. Denn der Herzog, der von dem Klostergut für die eigene Tasche nichts begehrte, sah streng darauf, daß nichts verschleudert werde.

Brenz macht deswegen auch noch der Schule des Klosterdorfes einen Besuch. Er begrüßt den Lehrer freundlich. Er kann sich seiner noch erinnern, wie er im Herbst vorigen Jahres vor ihm sein Examen bestanden. Er fragt, ob er die vier Kreuzer Schulgeld von jedem Kind pünktlich erhalte, und ob die Gemeinde willig den sie treffenden Teil der Besoldung leiste. Die Antwort lautet bejahend, und Brenz freut sich darüber, da kein Kapital schöner angelegt sein kann als in guter, christlicher Erziehung der Kinder.

Er tritt in die Schule. Es wird gerade der älteste Jahrgang unterrichtet. Aus der Bibel — sie ist das Lesebuch — lesen die Kinder ordentlich vor. Seinen Katechismus sagen sie dem Propst auswendig her. Das Einmaleins sitzt ebenso gut. Ob sie auch im Sommer fleißig kämen, fragt sie Brenz. Die Schar verstummt.

Statt ihrer sagt der Lehrer: „Zur Katechismusstunde kommen sie, wie vorgeschrieben. Aber sonst läßt der Besuch zu wünschen übrig."

„Sind freilich hartschaffende Leute," giebt Brenz zu, „und wenn ihre Kinder ihnen helfen können, wollen wir dessen nicht hinderlich sein. Aber, liebe Kinder, kommet nur fleißig. Ihr könnet hier gewinnen, was ihr euer Leben lang braucht. Dieweil eure Eltern so viel im Feld und im Stall und an der Hantierung sein müssen, lernt der Herr Lehrer mit euch. Lernet ihr auch daheim mit euren kleinen Geschwistern?"

„Ja," sagt da und dort eins.

„Nun ich will gleich sehen," sagt der ehrwürdige Mann, „gehet jetzt und seid immer eures Lehrers Freude!"

In drei Abteilungen nämlich wurde der Unterricht gegeben. In der ersten saßen, die buchstabierten, in der zweiten, die die Silben zusammensetzten, in der dritten, die fertig lesen konnten. So wenig das alles uns scheint, Brenz ist damit der Vater unserer württembergischen Volksschule geworden.

Auch der hohen Schule des Landes widmete er seine Fürsorge. Auf seinen Antrieb hatte einst Ulrich das Stift in Tübingen, diese Saatschule für die württembergische Geistlichkeit, die bis auf den heutigen Tag noch besteht, gegründet. Aber es wollte mit ihm nicht recht vorwärts gehen. Brenz erkannte, wo der Fehler liege, nämlich an der mangelhaften Vorbildung der Studierenden.

Er redete mit dem Herzog: „Was Hänschen nicht gelernt hat, lernt Hans nimmer mehr. Darum müssen Eure Herzoglichen Gnaden darauf

bedacht sein, Schulen einzurichten, in denen in Kenntnis der alten Sprachen und in Gottes Furcht guter Grund gelegt wird, auf dem dann die Universität weiter bauen kann."

Herzog Christoph hatte daraufhin die Klöster zu solchen Vorschulen, wie sie Brenz wünschte, oder zu Seminarien gemacht. Wir haben vorhin eines besucht.

Wie es aber seinen lieben Seminaristen im Stift zu Tübingen gehe, mußte Brenz doch auch wissen. Er kam dorthin und prüfte nicht bloß das Wissen, sondern auch das Leben der Studierenden. Dabei konnte er zu manchem hochmütigen Adeligen und zu manchem trägen Muttersöhnlein sagen: „Willst du denn gar nichts Rechtes werden? Soll man dich nur zum Wässern der Wiesen brauchen können?"

So gefiel es auch dem Herzog, der lieber zweihundert ordentliche als vierhundert liederliche Studenten auf seiner Universität wissen wollte.

Wer damals zu Stuttgart lebte, konnte manche Zeit des Jahres hindurch jeden Dienstag und Freitag mittags gegen ein Uhr seinen geliebten Brenz in das Amtsgebäude des Konsistoriums wandern sehen, würdigen Schritts und freundlich die Bürger grüßend.

Auch diese oberste Kirchenbehörde ist seine Stiftung. Sie war zur einen Hälfte aus weltlichen, zur andern aus geistlichen Räten zusammengesetzt. Diesen lag die Aufsicht über die Kirchen- und Schuldiener ob, jenen die Verwaltung des Kirchenguts.

Das Land war in vier Generalsuperintendenzen eingeteilt und diese in achtundzwanzig Spezialsuperintendenzen. So nannte man damals die Dekanatämter, wie denn heute noch unter dem altwürttembergischen Volk der Dekan „Herr Spezial" heißt. Zweimal visitierte jährlich der Dekan die Gemeinden, um sodann Bericht an die Generalsuperintendenten zu erstatten. Diese berieten die Anstände in gemeinsamer Sitzung mit dem Konsistorium. Durch eine derartige feste Ordnung glaubte Brenz am besten den Mißständen zu wehren, die zur Zeit des Interims die Kirche so sehr geschädigt hatten.

Wollen wir nicht einer Sitzung des Konsistoriums anwohnen, um unsern Reformator auch nach dieser Seite seiner Thätigkeit kennen zu lernen?

Auf der Tagesordnung steht eine wichtige Frage, heute noch brennend, die der Kirchenzucht. Der Pfarrer Lyser von Nürtingen und sein

Schwager Andreä hatten, tief ergriffen darüber, daß das Leben so vieler dem Glauben, den sie bekannten, gar nicht entsprach, an den Herzog die Bitte gerichtet, aus der Gemeinde ausstoßen zu dürfen, die sich in keiner Weise bessern wollten.

„So viel ich vermerke," sagt Sebastian Hormold, der Mitvorsitzende, „ist der Herr Herzog sehr gewillt, auf den Vorschlag dieser Prediger einzugehen und aus dem Pfarrer und ehrbaren Bürgern jeder Gemeinde einen Rat zu bilden, der die Ärgernis Gebenden warne und endlich ausschließe, wie man auch Matth. 18,15 ff. lieset. Der Herr Herzog trägt an dem übermütigen, zuchtlosen Treiben allerorten sehr schwer. Und auch Ihr, Herr Propst, habt Euch schon in mancher Predigt sehr ereifert wider das ärgerliche Zu- und Volltrinken, wider die unsinnige Kleiderpracht, da mancher zu seinen Hosen allein so viel Zeug verwendet, daß man wohl drei Arme damit kleiden könnte, wider den Übermut, der, weil wir etliche gute Jahr gehabt haben, Roggenbrod nimmer mag. Wer sein Gut verliederlicht, dem muß man wehren, so lang er noch etwas hat, damit er nicht dem gemeinen Kasten zur Last fällt."

„Es ist alles wahr, was Ihr da sagt," erwidert Brenz. „Und doch habe ich Bedenken, die ich nicht los werden kann.

„Werden wohl die Vornehmen solcher Zucht sich unterwerfen? Und wenn sie lachend und spottend des Abendmahls sich entschlagen, wirds dann nicht auch bei dem geringen Mann in Verachtung kommen? Weiter, sind die Pfarrer nicht auch Menschen? Werden sie stets Beleidigung ihrer Person und Verachtung des göttlichen Worts zu scheiden wissen?

„Wir sind froh, daß wir der päpstlichen Tyrannei entronnen sind. Warum sollten wir wieder eine ähnliche aufrichten, die wir doch nicht Herzenskündiger sind?

„Dann bringt solche Ausschließung Nachteile für das bürgerliche Leben mit sich, Verachtung von andern, Entziehung der Nahrung vielleicht. So, acht' ich, kämpft Christus nicht."

Brenzs Ansicht drang durch. Nicht der Pfarrer, sondern das Konsistorium sollte über Ausschluß aus der Kirche verfügen.

Ihr meinet, aus Besorgnis, es möchte in der Kirchenzucht zu viel geschehen, sei fast zu wenig geschehen? Es mag sein. Doch wer eben der Knechtschaft entronnen ist, fürchtet nur zu sehr für seine Freiheit. Er ist allezeit auf der Hut und sorgt vielleicht auch am unrechten Ort, wieder in das alte, knechtische Joch gespannt zu werden.

So mühte sich Brenz um Württemberg. Aber er war zugleich ein Vater aller evangelischen Deutschen.

Welche Arbeitslast lag auf seinen Schultern! Gabs eine Verhandlung mit Katholiken, galts mit den Reformierten sich zu vergleichen, Herzog Christoph und Brenz opfern Zeit und Kraft. Und wie ward ihre Mühe oft belohnt!

Der Augsburger Religionsfriede von 1555 öffnete dem Evangelium neue Gebiete. Der erfahrene, bewährte Brenz muß überall Ratgeber sein. Die Städte Straßburg in der Nähe des obern und Niederwesel am untern Rhein erzählen von seiner Hilfsbereitschaft. Große und kleine Herren, der Markgraf von Baden wie die Grafen von Helfenstein, nahe und ferne, der Graf von Öttingen wie der Herzog Wilhelm von Jülich, danken ihm manchen guten Rat.

Und höret noch weiter! Unter allen deutschen Kirchen gebührt der württembergischen der Ruhm, es nicht versäumt zu haben, das Evangelium auch dahin zu tragen, wo es noch nicht Wurzel gefaßt hatte.

Wir haben schon erzählt, wie die württembergische Konfession ins Italienische übersetzt wurde. Auch ihre Verteidigung, die Brenz gegen die Angriffe eines Dominikanermönchs, Namens Peter a Soto, ausgehen ließ, kam den Italienern zu Gesicht. Der dafür sorgte, war Paulus Vergerius, Prediger des Evangeliums zu Tübingen, einst ein katholischer Bischof. Er wollte Luther und Brenz bekämpfen. Darum las er ihre Schriften, mit dem unerwarteten Erfolge, daß er selber evangelisch wurde. Er legte sein Amt nieder. Der Herzog sorgte für ihn.

Auch andern vertriebenen Evangelischen reichte dieser Fürst die helfende Hand. Der steirische Landeshauptmann Hans Ungnad von Sonnegg, der Krainer Prediger Primus Truber fanden Zuflucht in Württemberg. Zu Urach wurde eine Druckerei errichtet und fünfundzwanzigtausend Bibeln in wendischer und kroatischer Sprache — jene Männer hatten die Übersetzung besorgt — in ihrer alten Heimat verbreitet.

Voll Eifer nahm sich der Herzog auch der Evangelischen in Frankreich an. Sogar ein Religionsgespräch kam zu stande. Der Ort war Zabern im Elsaß. Daselbst besprachen sich der Herzog und Brenz mit den Häuptern der französischen Katholiken, drei Brüdern aus dem lothringischen Adelsgeschlecht derer von Guise, das seine Ehre darein setzte, das Evangelium zu bekämpfen.

Mit großer Freundlichkeit und Ehrerbietung behandelte der Kardinal von Guise unsern Reformator. Er lobte das Augsburgische und das Württembergische Bekenntnis, bat Brenz auch, ihm frei heraus die Fehler der katholischen Kirche zu nennen. Froh bewegt that das Brenz, und der Kardinal gab zu, die katholische Kirche stecke voll Aberglaubens. Aufgefordert, dem Evangelium beizutreten, wandte er vor, um der Schwachen willen, damit er auch diese gewinne, noch warten zu wollen.

Als nun später die Nachricht nach Stuttgart kam, auf der Heimreise hätten die Guisen eine Versammlung Evangelischer überfallen und niedergehauen, rief der so sehr getäuschte Herzog: „Ade Franzland mit all deiner Untreue und Falschheit! Ich hoffe, man wird noch einmal sagen, daß Württemberg dir einen Possen gespielt habe.“ Das Wort hat sich erfüllt zu unsern Zeiten. Ihr denkt wohl mit mir an den letzten, großen Krieg.

Daß aber Brenz bei dieser Vielgeschäftigkeit — er hatte sie nicht gesucht — keinen Schaden litt am eigenen Wachstum, darin sehet die Ursach, daß er in jeder freien Stunde zurückkehrte zur Heiligen Schrift, diesem Jungbrunnen frischer, freier, kräftiger Männlichkeit.

VII.

Von des Reformators Lebensabend und seligem Heimgang.

Wo ist der Sommer blieben, meine Freunde? Um den warmen Ofen sitzen wir jetzt. Das naßkalte Wetter läßt uns das Haus wieder lieb und wert werden.

Wohl dem, der jetzt ein schützendes Heim hat. Wohl dem, der das Haus kennt, das nicht mit Händen gemacht ist, 2. Kor. 5, 1 ff., wenn seine Leibeshütte hinfällig wird und der Winter des Alters sich einstellt. Brenz kannte die rechte Heimat.

Im Oberamt Calw bei Bulach liegt das Schlößchen Fautsberg, manchmal auch Vogtsberg genannt. Gärten, acht Tagwerk Wiesen, neunzehn Tagwerk Ackerland und eine Mühle im Thal gehörten dazu. Es war Eigentum des Herzogs.

Um ein friedliches Plätzchen der Erholung zu haben, um für seine Familie zu sorgen, um wie Brenz selbst sagt, „seinen Kindern, deren ihm Gott zu den alten drei noch fünf junge und neben denen auch acht Kindeskinder gnädiglich gegeben habe, anweisen zu können, wo sie nach seinem Tode die Milch zu finden wüßten," bat er den Herzog, ihm das Schlößchen samt allem Zubehör um die Summe von dreihundertundfünfzig Gulden zu Lehen zu geben.

Der Herzog gab gern seine Zustimmung. Er war froh, seinem lieben, getreuen Brentius auch einmal eine Gefälligkeit erweisen zu können. Hatte doch dieser zu seinem Schmerz die hundert Goldgulden zurückgewiesen, die er ihm für die Zueignung der Erklärung des Römerbriefs

wollte überreichen lassen, damit es nicht scheine, als ob mit Gottes Wort Handel getrieben würde.

Uneigennützig war Brenz wie Luther. Auf dem Gespräch in Zabern schickte ihm der Kardinal von Guise eine goldene Schüssel zu. Brenz nahm sie nicht an. Er sandte einen goldenen Becher nach Stuttgart nach. Brenz wies auch ihn zurück. „Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebt es auch", Matth. 10, 8, dachte er. Und die Redlichen behütet der Herr. Welche Verleumdungen wären über Brenz herumgetragen worden, wenn er diese Geschenke des falschen Franzosen angenommen hätte!



Johannes Brenz im Alter.

Schämte man sich doch nicht, nachher auszustreuen, weil jene evangelischen Franzosen Brenzs Abendmahlslehre nicht teilten, habe er zu ihrer Verfolgung geraten.

Im stillen Hornberg sollte ihn das Gerede der Welt und der Streit der zanksüchtigen Theologen wenig anfechten. Hier lebte er seinem Gott, sich und seiner Familie. Da unter Kindern und Enkeln, unter lieben Gästen genoß er ein stilles Glück.

Die Morgenstunden waren dem Worte Gottes, seiner lieben Bibel, geweiht. Er schrieb nieder, was er in der schlaflosen Nacht darüber gedacht hatte. Dann spielte er mit seinen Kindern und Enkeln im Garten und freute sich, wenn er der Kleinen Freudengelächter erregte, indem er sich von ihnen fangen oder beim Versteckspiel finden ließ.

Derweilen hatte die Mutter das Essen aufgetragen, saure Milch und Roggenbrot. Auf ihren Ruf stürzen die Kinder in die Stube, flink wie Küchlein, die die Henne lockt. Der Sohn Joseph fuhr gleich mit dem Brot in die Schüssel.

„Halt, halt," sagte der Vater. „Sieh, unser Schwein im Stall fährt gleich in den Trog, wenn ihm die Lene aufschüttet. Du willst doch wohl etwas besseres sein. Darum vergiß nicht zu denken und Gott zu danken."

Agathe fiel der Löffel auf den Boden. Katharine, die gegenüber saß und vor deren Fuß der Löffel lag, rührte sich nicht.

„Ei, wer wird so ungefällig sein!" schalt der Vater. „Du denkst wohl, weil Du älter bist, brauchst Du dem jüngeren nichts zu Gefallen zu thun. Hast Du nicht erst gestern die Geschichte von der Fußwaschung so schön aufgesagt? Aber am Wissen liegts nicht, sondern am Thun."

„Aber, was ist doch das?" sagte die Mutter plötzlich und hielt das Brotmesser in die Höhe, das voller Scharten war, und sah die Kinder an. Margaretchen stand auf und ging weinend hinaus. Brenz holte sie wieder.

„Weil Du nicht leugnest, soll Dir verziehen sein. Aber ein andermal laß das Messer liegen. Was Deines Amts nicht ist, da laß Deinen Vorwitz."

Also zog Brenz seine Kinder.

Nach dem Essen unterhielt er sich wohl mit seinem ältesten Sohn Johannes, dem Professor in Tübingen, und andern Freunden über vergangene Zeiten und über die Fragen des Tags.

„Es soll ja bald wieder," sagt Johannes, „eine Vereinigung von Theologen stattfinden, damit die Streitigkeiten unter den Evangelischen beigelegt werden und der Papst aufhöre zu triumphieren."

„Menschliche Kunst," entgegnet der Vater, „erreicht da nicht viel, ich habs sattsam erlebt. Wer will unter den Theologen Lutherus und unter den Fürsten Konstantinus sein? Ich halt es für das Beste, wir bleiben bei dem, was wir haben, und suchens immer besser zu erwerben. Wer will es diesen klugen Leuten recht machen?

„Ich habe Osiander verteidigt. Er hat sich freilich gegen seine Amtsgenossen abstoßend benommen. Aber das Kleinod der Reformation, Luthers Lehre von der Rechtfertigung, wollte er wissentlich doch nicht preisgeben. Gott erklärt den Sünder, der glaubt, für gerecht. Das bleibt ja gewiß auch des besten Christen letzter Trost, und keinen Angefochtenen können wir anders aufrichten. Daß aber der Sünder doch nicht bleiben darf, wie er ist, das ist ebenso klar. Und das wollte Osiander betonen, wenn er gleich nicht immer die richtige Linie einhielt. Wie bin ich verketzert worden, weil ich ihn nicht verdammen mochte!

„Das andremal, da ich ein neues Bekenntnis über unseres Herrn Christi Nachtmahl ausgehen ließ, da ich mit Schwenkfeld, dem schlesischen Edelmann, der sein inneres Licht über die Bibel stellte, und mit Johannes von Lasko, dem polnischen Adeligen, der gern lutherisch geheißen hätte, aber im Abendmahl anders als wir dachte, nichts zu thun haben wollte, so daß sie der Herzog auswies — da sollte ich hart heißen und thöricht geredet haben. Ich muß eben das alles in das schwarze Register schreiben, darin andere Ungereimtheiten auch stehen."

Dort zu Fautsberg schrieb Brenz auch vier Jahre vor seinem Tod sein Testament nieder, dessen erster Teil sein Glaubensbekenntnis enthält.

„Ich glaube," sagt er darin, „und bekenne aus meines Herzens Grund festiglich, daß die Bücher der Heiligen Schrift, Altes und Neues Testament, seien eine wahrhaftige Schrift des Heiligen Geistes und ein gewisser Sendbrief des allmächtigen, barmherzigen Gottes an das ganze menschliche Geschlecht, mit göttlichen, himmlischen Wunderzeichen versiegelt und versichert.

„In dieser Schrift lehret der Heilige Geist, was von Gott, seinem Wesen und Willen zu wissen, zu erkennen, zu halten, zu glauben, zu reden und zu predigen sei, auch was der Mensch zu Gott sich zu versehen habe, und wie der Mensch sich in seinem ganzen Leben gegen Gott und andere Menschen zu verhalten habe.

„Auch glaube ich, daß die drei ältesten Glaubensbekenntnisse der christlichen Kirche ein kurzer Inhalt der rechten, unleugbaren christlichen Lehre sind.

„Was die Konzilien betrifft, so lasse ich mir als einem Glied der wahren Kirche den Fleiß und die Arbeit der heiligen Väter auf den

Kirchenversammlungen, um die Dreieinigkeit, den Unterschied der Personen in der Gottheit und Christi beide Naturen in einer Person zu erklären, ganz wohl dankbarlich und gehorsam gefallen. Von allem übrigen aber, was die Väter festsetzen, glaube ich, daß es nur anzunehmen sei, sofern es in der Schrift begründet ist.

„Ich glaube auch an die heilige christliche Kirche, wiewohl diese von Zeit zu Zeit verunreinigt und verdunkelt wird, und danke Gott, daß er mich zu einer Zeit leben ließ, wo das rechte Licht des Evangeliums der christlichen Kirche durch D. Martin Luther, meinen freundlichen, lieben Lehrer, wieder geoffenbart wurde.

„Ich bekenne mich mit Mund und Herz zu der Augsburgischen Konfession nach ihrem rechten und christlichen Verstand und verwerfe alle die Lehren und Sekten, so sich bisher wider dieselbe erhoben oder noch erheben möchten.

„In meinen Schriften bin ich mir keines gottlosen Irrtums noch verdammlicher Lehre bewußt, und sollte darin je etwas Zweideutiges, Ungereimtes gefunden werden, so will ich, daß es nach der rechten Regel, nämlich nach der Heiligen Schrift, erklärt und beurteilt werde."

Im andern Teil verfügt Brenz über seinen Nachlaß. So hat er sein Haus bestellt als ein kluger Mann, solange es Zeit war.

Seit dem Anfang des Jahrs 1568 predigte Brenz nicht mehr. Doch ging er fleißig zur Kirche und besorgte noch die Amtsgeschäfte zu Haus und in der Kanzlei.

Gegen Ende des Jahres traf ihn ein harter Verlust. Herzog Christoph, mit dem er ein Herz und eine Seele war, starb.

„Wie gerne," rief Brenz, „hätte ich sein Leben mit dem meinigen, ja mit allem, was ich habe, erkauft, wenn es mit Gottes Willen geschehen könnte."

„Holen kann ich ihn nicht mehr," mag er hinzugefügt haben, „diesen Fürsten, der Israels Wagen und Reiter war. Ich werde wohl bald ihm folgen. Ich achte, die Erklärung der Psalmen, die ich jetzt vorhabe, ist meine letzte Arbeit."

Er hatte recht vorausgesehen. Gegen Ende des Jahrs 1569 — er stand an der Erklärung des 107. Psalms, bei dessen Worten manche gnädige Durchhilfe Gottes wieder lebendig vor seine Seele treten mußte, und der ihm unter den unaufhörlichen Wirren der Kirche reichen Trost

zusprach — traf ihn ein Schlaganfall. Er erholte sich wieder. Aber seine Kraft war dahin. Sie erlosch wie ein Licht, das hin und her muß wanken, wenn ihm das Öl gebricht.

Immer mehr zog er sich in die Stille zurück. Im August 1570 wurde er von einem heftigen Fieber befallen. Wie er aber alleweg hart und kein Zärtling gewesen, wollte er sich nicht zu Bette legen. Auch die Seinigen nahmen die Sache nicht so schwer, da solch Fieber gegen den Herbst hin gemein ist. Doch die Kräfte nahmen zusehends ab.

Am 31. August morgens früh vor sieben Uhr erschien ein Bote bei den Geistlichen Stuttgarts, der keinem eine freundliche Nachricht brachte: „Eilet doch, er läßt darum bitten, an des Propsts Krankenbett.“ Sie kamen alle und trafen Brenz im Bette sitzend, von seiner Familie umgeben.

Väterlich und liebevoll begrüßte er seine Amtsgenossen. Dann bat er, den Versammelten den ersten Teil seines Testaments vorzulesen. Dabei wolle er sterben und genesen, erklärte er und schickte sich an, zur Bestätigung seines Bekenntnisses und zur Stärkung des Glaubens das Heilige Abendmahl zu genießen. Er bekannte seine Sünde, tröstete sich an der Absolution und ließ sich von Wilhelm Bidembach, dem Pfarrer an der Stiftskirche, das Heilige Abendmahl reichen als Speise für den letzten, schweren Weg. Seine Angehörigen und die Geistlichen feierten das Abendmahl mit ihm, um zu zeigen, wie sie alle eins seien in Christo.

Nach dem Genuß der himmlischen Speise dankte Brenz herzlich seinem Gott und ermahnte die Anwesenden mit vielen und beweglichen Worten zu christlicher Beständigkeit und Einigkeit. Er gedachte des Abschieds des Apostels Paulus von den Ephesern (Ap.Gesch. 20, 18 ff.) und verhieß ihnen, wenn sie seiner Ermahnung folgen, werde ihrer Arbeit Gottes Segen nicht fehlen.

Noch weiter sprach er sehr nachdrücklich die Worte des Psalmisten: „Siehe, wie fein und lieblich ists, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen.“ (Ps. 133, 1.)

„Wenn Gott mein Leben noch fristen wollte,“ fügte er hinzu, „würde ich diesen Psalm noch auslegen und damit der Kirche und ihren Dienern mein Lebewohl zurufen.“

Wegen seiner jüngern Kinder war Brenz außer Sorge. Er wußte, daß sein ältester Sohn sich treu der Verwaisten annehmen werde. Aber noch über eine Woche mußte Brenz auf das erlösende Stündlein warten. Still und friedlich lag er auf seinem Bette. Nicht einmal ein Zeichen,

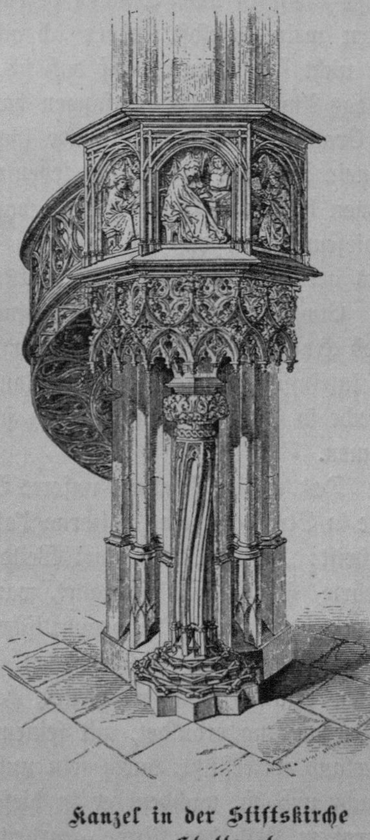
geschweige ein Wort der Ungeduld gab er von sich. Fragte man ihn, wie es gehe, pflegte er zu antworten, er sehne sich nach einem bessern Leben.

Sonntag den 10. September, abends sechs Uhr, verfiel Brenz in einen Schlaf, der bis gegen drei Uhr des andern Morgens dauerte. Da rührte ihn ein neuer Schlaganfall. Mittags zwölf Uhr erwachte er aus der Betäubung.

Ein Geistlicher las das apostolische Glaubensbekenntnis ihm zum Troste vor. Er gab Zeichen eines deutlichen Bewußtseins. Als man ihn nach der Verlesung fragte, ob er auf diesen Glauben fest und getrost der Welt den Abschied geben wolle, sprach er deutlich „Ja!“ Es war sein letztes Wort gewesen. Gegen ein Uhr mittags am 11. September des Jahrs 1570 verschied er ohne Kampf.

Am darauffolgenden Tag wurde er begraben. Sechs Geistliche trugen den Sarg. Die Pfarrer der Nachbarschaft, die Beamten des Hofs, die Mitglieder des Rats der Stadt und viele Bürger gaben ihm das letzte Geleite.

In der Stiftskirche, in welcher er achtzehn Jahr lang das Evangelium gepredigt hatte, wurde er beigesetzt gegenüber der Kanzel. Den Ort hatte er sich selbst erbeten und zu Jakob Andreä, dem Professor der Theologie zu Tübingen und Kanzler der Universität, gesagt: „Dort soll meine Grabstätte sein, damit, wenn etwa nach der Zeit jemand von dieser Kanzel eine Lehre verkündigen wollte, entgegengesetzt der, die ich meinen Zuhörern vorgetragen, ich mein Haupt aus dem Grab erheben und ihm zurufen kann: ‚Du lügst!‘“



Kanzel in der Stiftskirche zu Stuttgart.

Die Leichenpredigt hielt ihm der Hofprediger Bidembach über dieselben Worte, über die Brenz vor seinem Ende mit seinen Amtsgenossen gesprochen hatte, über Ap.Gesch. 20,18 ff.

„Ihr wisset, von dem ersten Tage an, da ich bin nach Asien gekommen, wie ich allezeit bin bei euch gewesen, und dem Herrn gedienet mit aller Demut und mit viel Thränen und Anfechtungen, die mir sind widerfahren von den Juden, so mir nachstelleten; wie ich nichts verhalten habe, das da nützlich ist, daß ichs euch nicht verkündigt hätte, und euch gelehret öffentlich und sonderlich; und habe bezeuget, beide den Juden und Griechen, die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Und nun siehe, ich, im Geiste gebunden, fahre hin gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird, nur daß der Heilige Geist in allen Städten bezeuget und spricht, Bande und Trübsale warten mein daselbst. Aber ich achte der keines, ich halte mein Leben auch nicht selbst teuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesu, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes. Und nun siehe, ich weiß, daß ihr mein Angesicht nicht mehr sehen werdet, alle die, bei welchen ich durchkommen bin, und gepredigt habe das Reich Gottes. Darum zeuge ich euch an diesem Tage, daß ich rein bin von aller Blut; denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündiget hätte all den Rat Gottes."

Etwas später hielt zu Tübingen vor Professoren und Studenten Jakob Heerbrand, der mit dem Reformator in Trient gewesen war, eine lateinische Gedächtnisrede. Manches kleine Geschichtchen, das uns doch so recht in des Reformators Herz schauen läßt, hab' ich dieser Rede entnommen.

Das einzige Denkmal unseres Brenz steht in der Sakristei der Stiftskirche in Stuttgart, eine hölzerne Tafel mit seinem Bildnis und folgender Inschrift: „Johann Brenz aus Weilderstadt in Schwaben, der hochberühmte Gelehrte, Propst von Stuttgart, war einer der ersten Wiederhersteller der gereinigten Kirche. Die prophetischen und apostolischen Schriften hat er auf hohen Schulen, in Predigten, auf Reichstagen und in gründlichen Werken erläutert und verbreitet, hat des Bekenntnisses halber standhaft die Verbannung erduldet, mit seinem Rat die Kirche und das gemeinsame Vaterland unterstützt, durch sein unbescholtenes Leben seinem Stand Ehre gemacht und ist, nachdem er in dieser seiner Laufbahn über fünfzig Jahre zu großem Heil der Kirche gearbeitet hatte, sanft im Herrn entschlafen

und unter größter Trauer aller Gläubigen hier begraben worden im Jahr 1570, den 11. September, nachdem er sein Leben gebracht auf einundsiebenzig Jahre, zwei Monate und siebzehn Tage."

Wir betrachten andächtig sein Bild. Wir erkennen wohl, wie der Mann einst ausgesehen haben mag. Aber seinen Geist, seinen Glauben, seine Liebe konnte der Maler nicht abbilden.

Ob Brenz noch in der Stiftskirche ruht, wissen wir nicht gewiß. Die Jesuiten sollen im dreißigjährigen Krieg seinen Leichnam entfernt haben, damit er nimmer rufen könne: Du lügst!

Seinen Leib mögen sie entwenden, seinen Geist sollen sie nimmer unterdrücken. Der ist lebendig in jedem rechten evangelischen Christen.

So schloß der alte Pfarrer seine Erzählung.



Brenzkirche in Weilderstadt.

Wir schwiegen eine Weile. Darauf stimmten wir wie aus einem Munde das alte Gebetslied der lutherischen Kirche an und sangen:

„Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
„Weil es nun Abend worden ist,
„Dein göttlich Wort, das helle Licht,
„Laß ja bei uns auslöschen nicht!

„In dieser letzten, bösen Zeit
„Gieb uns des Glaubens B'ständigkeit,
„Daß wir dein Wort und Sakrament
„Rein b'halten bis an unser End."

Unser Herz aber erfüllten heilige Entschlüsse. Wir gelobten, die Väter der Kirche dadurch zu ehren, daß wir ihnen in Glauben, Geduld und Liebe ähnlich werden.

Als wir die Straße betraten, hatte der Regen nachgelassen. Die Sterne leuchteten wieder. Sie leuchteten heller als je.

Mein Freund betrachtete sie und sprach endlich, das andächtige Schweigen brechend:

„So leuchten sie seit Jahrtausenden und werden doch einst erlöschen. Aber — ‚die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich'. Dan. 12, 3."

Bayer, Georg

Johannes Brenz, der Reformator Württembergs Sein Leben und Wirken, dem evangelischen Volk erzählt von Georg Bayer. Preisgekrönte Festschrift

Stuttgart 1899